

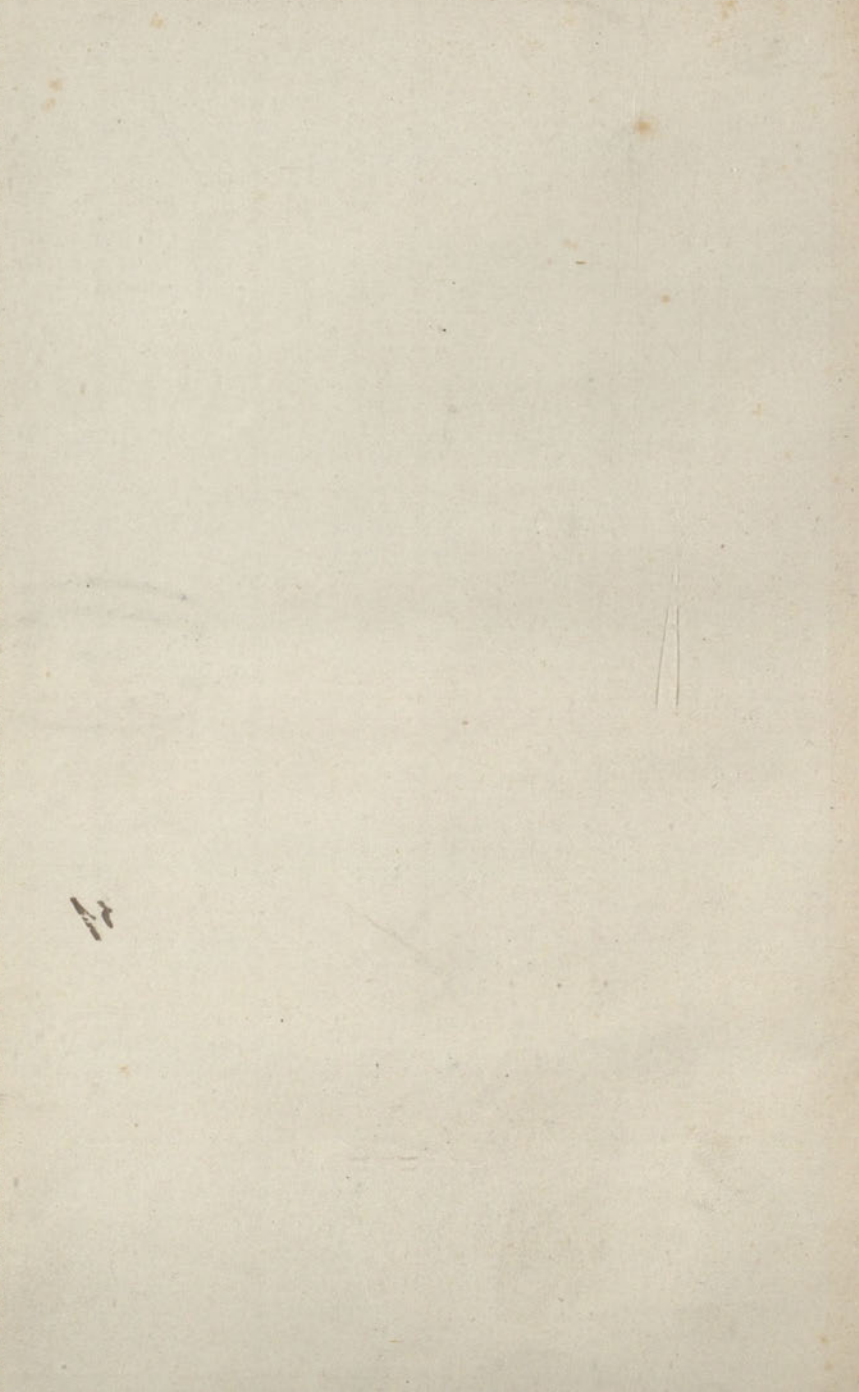
12 137[2]

Re 2
825

2nd

9/337

dy



Re 825 (2)

Tagebuchblätter

von einer

Reise nach Ostasien

1873—1874

von J. D.



II. BAND.

PENANG, SINGAPORE, SAIGÓN, HONGKÓNG,
CANTÓN, MACÁO, SHANGHAI.

~~VIII. C 54. 37 31~~

Mit einer Landkarte.



WIEN 1874.

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler in Wien.

V. Margarethenplatz Nr. 2.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167578

Tagbuchblätter

Reise nach Ostasien

Als Manuscript gedruckt.



12137

NH-67886 N-4764709/THK

Motto:

„Reisen ist Leben und Leben Reisen — —
„ — — — nur durch Reisen bekommt man
„ einen recht schnellen praktischen Menschen-
„ blick — — — sie geben die süssesten Erin-
„ nerungen im Alter.“

„Demokritos“ (Weber).

Im Golfe von Bengalen.

Inhalt. Im Golfe von Bengalen — wieder Seekrankheit — böses Wetter — ein Segelschiff. — Der *Reverend* aus Borneo — Seeaberglaube — Unsere Gesellschaft an Bord. — „*Poor little Jack*“ — „*the fire bell*“. — Sonntagsrevue und Bibelverse an Bord. — Die Küste Sumatra's. — Pulo Way, Pulo Rondo. — Ein Yankee als Astronom — ein Meteor. — *Penáng*, die Betelnuss-Insel. — Der Schöpfer als „*General merchant*“ und als „*Bijoutier*“, Landschaftliches. — Zum ersten Male die Palme des Reisenden. — Zum Wasserfall. — „*Poney hacks*“ — „*Alexandra Hôtel*“. — Bacon and Bigelow. — Ein „*Policeman*“ in den Tropen. — General Bixio's Tod. — Herr Suhl aus Singapore. — In der Strasse von Malákka. — Die Südspitze Asiens. — Einfahrt in Singapore.

Am 7. Jänner 1874.

Ich erwachte bei einer erbärmlichen See, wir hatten es so schlimm, dass selbst ein Capitán der englischen Marine (Navy) nach 17jähriger Seethätigkeit wieder zum ersten Male leidend wurde.

Das heftige Schwanken des kleinen Dampfers von 1899 Brutto-Tonnage lässt mich alles Verzehrte sofort wieder an Neptun opfern. Das Meerwasser ist gelbgrau, der Himmel wolken schwer und von häufigen Regengüssen überdeckt, die im Nu unsere gewählten Ruheplätze zu Stätten einsamer Romantik machen.

Wie eine Heerde von Schafen bei einem Gewitter zusammengedrängt sitzen wir auf Deck, denn unten ist die Hitze zu gross; man concentrirt sich unterm Mittelpunkte des Zelttes, welcher allein noch trocken ist, um ihn als Schutz und Zufluchtsort zu benützen; selbst die Officiere und der Capitän sind sehr bleich und missmuthig; eine schwere See in den Tropen ist kein Scherz und diess ist die stärkste, welche wir bisher noch in diesen Breiten gesehen haben.

Wir sind durch und durch gerüttelt und geschüttelt, die lockere Schraube und die ächzenden Steuerradketten thuen das Ihrige zur Vervollständigung inneren und äusseren Elends. Bisweilen nur verlässt aus dem Knäuel Einer oder der Andere den Platz, wenn er noch die Kraft hat auf den Beinen zu stehen, um im Geheimen jenen Tribut zu zahlen, welchen man gewöhnlich sans gêne öffentlich zur Schau trägt.

Des Nachts hatte ich Ruhe, aber sobald ich die schwere unverdauliche Kost, die so unappetitlich zubereitet ist, sah, fühlte ich mich wiederum schwächer. Englische Kost ist gut, wenn sie im englischen Klima und im Privathause genossen wird; die Kluft zwischen dieser und der Schiffskost ist erschreckend gross.

Am 8. Jänner 1874.

Die See wird allmählig erträglicher. Ein Segler (Dreimaster) kreuzt majestätisch unseren einsamen Weg durch die Wasserwüste, deren Hügel, die Wogen, noch immer vom Nord-Ost-Passate gepeitscht, drohend unter unserem steten Curse quer durchrollen und die unangenehmste aller Schwankungen, die Vereinigung von Rollen und Stampfen in der Form einer 8 erzeugen.

Der bengalische Golf wird in dieser Jahreszeit erst gegen die Küste Hinter-Indiens hin gnädiger. Aber dieser Segler, der so leicht mit dem Winde dem Süden zueilt, wie lange fährt er wohl noch von Rangoon kommend der Insel Mauritius oder der Capstadt zu, während wir in fünf Tagen wieder Grün sehen werden? Wir schauen ihm lange nach, bis seine Gestalt am Horizonte erbleicht und endlich auch die obersten Segel verschwunden sind. Erst heute Abends konnte ich wirklich etwas Substantielles zu mir nehmen und die Folge davon war, dass ich sehr schwach und übel des Abends zu Bette gieng.

Am 9. Jänner 1874 schellte die Glocke Vormittags zum Gebet; es war Sonntag bisher immer auf den englischen Schiffen Gottesdienst gewesen, aber ein solches Aufdrängen des Reverend unter der Woche wurde selbst von den Officiern nicht beachtet; er las seiner Frau die Bibelverse allein vor; zu viele Reverends am Bord bringen nach der Meinung der Seeleute Sturm, und Missionäre wurden in den grauen Vorzeiten der Schifffahrt wohl auch über Bord geworfen, um den Dreizack des Meergottes zu besänftigen. Unser Reverend kommt von Sidney, hatte in Pointe de Galle gepredigt und nun Passage bis Singapore genommen, um nach Saravak auf Bornéo (per Government-Steamer) zurückzukehren, wo er bereits bei dem europäischen Radjah Brooke Prediger gewesen war und das er nur wegen der Erziehung seiner Kinder verlassen hatte. Er musste als Deutscher lange englisch mit uns reden, bis wir ihn anhörten und ihm versicherten, dass er seiner Muttersprache treu bleibend, uns einen viel günstigeren Eindruck hinterlassen haben würde.

Auch zwei Amerikaner sind an Bord, welche in Sheppard's Hôtel zu Cairo wenige Tage nach uns eingetroffen waren.

Des „Nussknackers“ (ersten Steward's) Blick wird täglich stierer und seine Rede immer verwirrter; der „Brandy“ ist sein einziger und bester Freund; zwei recht hübsche Ladies aus Shanghai, ein Deutscher (Herr S. aus Hamburg mit junger Gattin) für Singapore bestimmt, der Firma Rauttenberg & Cie. angehörend, der originelle Badenser aus Bern für Deli auf Sumátra, eben dahin auch ein Rotterdamer Kaffeepflanzer (Herr Arend), ferner ein englischer Marinearzt und Mr. Hughues sammt Gemalin aus Hiógo in Japan, bilden die Gesellschaft erster Classe nebst einem Mr. Bacon (London) und Mr. Bigelow (S. Francisco), welche zwei Herren beabsichtigen über Siam (Bangkok) mittelst Elephant und Kahn nach Cochinchina zu reisen; der erstere ist grosser Tourist, er hat als Fussgänger den Weg von Egypten nach Jerusalem gemacht, die Sandwichsinseln besucht und ist linguistisch ein vorzüglicher Franzose. Ja! aber der kleine graziöse „Mangu“ fehlt, das Thierchen, welches trotz Laskaren-Gewandtheit affenartig Boote und Seile erklettert hat, das unsere Freude und Zerstreung war; entweder schläft es unter den Opiumkisten betäubt auf Nimmererwachen, oder eine tückische Sprühwelle hat es umstrickt und ein Hai es zum Nachtisch erkoren.

Ein schlecht ausgestattetes, von Eitelkeit und Selbstanbetung strotzendes Buch des amerikanischen Staatssecretärs Seward („Reise um die Welt“), geht heute von Hand zu Hand; der Besitzer desselben und sein Freund haben am 1. April 1873 Amerika verlassen, ganz Europa, Syrien, Palestina, Egypten bereist und gehen nun via Japan nach Hause, haben jedoch für dasselbe nur 14 Tage ausgesetzt; diese Bemerkung allein genügt, um die Reise zu einem echten „Yankee-Trip“ zu stempeln.

Den Seeschwindel überwinde ich nun schon von Zeit zu Zeit; die Hitze wird aber immer lästiger. Mein Reisegefährte ist zuvorkommend gegen mich, den Schwachen und Leidenden. Stündlich wird die See erträglicher, denn die vor dem Nord-Ostmonsoon, sowie zwischen uns und dem ersehnten Lande liegenden Wassermassen werden immer geringer durch den raschen Lauf des „Travancore“.

Fracht, das lässt man uns auf der englischen Linie fühlen, trägt mehr, als Passagiere ein; der Engländer, der nebst dem Amerikaner den Namen „Flegel auf den Meeren“ mit vollem Rechte verdient, weil er nie zuerst salutirt, ausser er begegnet einem Kriegsschiffe, hat in edlem Geschäftssinne weitere, jedoch diessmal kleinere ca. 2000 Kisten Opium in Galle hinzugefügt, so dass wir überladen sind, und der kleine Marterkasten selbst noch heute seine Spitze unter das Wasser taucht; die Segel helfen Kohlen sparen; sie werden jedoch so verwendet, dass wir von einer Seite zur anderen gerissen, doch nicht eine Secunde Ruhe haben; Backbord hat die Lucken seit drei Tagen geschlossen; unsere Nasen sind nicht beneidenswerth. Wir haben eben kein Glück in den südlichen Breiten zur See; was erwartet uns dann erst in den bekanntermassen so bösen chinesischen Meeren? Vielleicht gerade das Gegentheil, und es sollte auch so kommen.

Der grossbärtige „first Engeneer“ ist über den Verlust des kleinen „Jack“ trostlos; er kann nun mit Recht ihn: „poor little Jack“ nennen, aber ihn nicht mehr in seinen Armen wiegen und wie ein Wickelkind herzen; denn der zierliche „poor little Jack“ ist sicher todt.

Samstag den 10. Jänner 1874 ertönte des Morgens, nachdem man die Passagiere auf das Ereigniss heimlich vorbereitet

hatte, zur Uebung der Matrosen die „fire bell“ (Feuerglocke); es war mir trotzdem ängstlich zu Muthe, da ich mir die Gefahr lebhaft vorstellte und Flammen und Rauch einbildete; Alles lief an seinen Posten, die Pumpen setzten sich in Bewegung und das fingirte Feuer wurde in drei Minuten als gelöscht rapportirt. Die Hauptsache dabei, der wirkliche Schrecken fehlte; so gewinnt man Schlachten auf dem Manövrirfelde und verliert sie im Feldzuge, weil der eigentliche Motor der Action fehlt: „die Aufregung in der Gefahr“. Der nächste Tag brachte wiederum etwas Neues und wir danken es dem Geschicke, dass die Anregungen so vertheilt gehalten bleiben.

Sonntag den 11. Jänner 1874. Heute war Sonntags-Rapport. Alle „Laskaren“, Malayen, selbst die „Saumalis“ und Maschinener, sowie die Chinesen waren weiss gekleidet in frisch gewaschenen steifen Linnen; die „Puncazieher“ (zwei indische Knaben mit zigeunerhaftem Typus) sahen sehr malerisch aus. Das Schiff rollte still in den Sonntag hinein. An Steuerbord standen die Officiere mit „quartermaster“ und „foremasters“, folglich das „Eugeenpeople“ an Backbord; weiterhin an beiden Seiten die „Schiffscrew“ und Maschinenequipage. Der Reverend von Bornéo hielt seine Predigt an Deck mit stark deutschem Accente; sie war langweilig und jeder der Passagiere erhielt eine Bibel, um bei dem Psalmen-ableiern mitzulesen; Psalmencitate gab's und blumige Floskeln in Fülle; am Schlusse erhob sich Niemand erbaut, aber Viele waren gelangweilt. Wie will ein solcher Gotteswort-Verkündiger bei verständigen Menschen seinen Zweck erreichen, wenn, statt klar vom Herzen zu quellen, seine Rede durch Styl und pedantisches Formwesen eingeengt, doch nur den Alltagsweg nimmt.

Bald, nachdem wir uns abgespannt erhoben hatten, hiess es: „Land!“ Das erste wieder seit fünf Tagen. Sehr artig zeigte mir der zweite Officier, nachdem wir einen spanischen Dampfer aus Manila begegnet hatten, auf der „bridge“ in seinem weissen Sonnenhäuschen die Seekarte. Was wir sehen, ist die Nordwestküste von Sumátra, rechts davon nach Süden zieht sich das Gebiet von Atchín, wo unter den armen holländischen Truppen Klima, Guerillakrieg und Cholera schrecklich wüthen; etwas näher liegt „Pulo Way“, links „Pulo Rondo“ (dicht belaubt und umgeben von sonderbaren Klippen, welche auf der Seekarte nur mit „rocks about here“ und Punkten bezeichnet sind), endlich „Pulo Brásse“. Ferne im Südosten sollten wir schon den „golden mountain“ auf Sumátra erblicken; doch die Luft ist nicht rein.

Der Holländer Arend versprach mir noch etliche Bleimünzen für Dr. B. in Wien aus Deli mitzubringen; er that es nicht; man erhielt sie auf anderem Wege.

Des Abends erschreckte die fröhlich plaudernden Neugesundeten abermals die Gebetglocke; ich werde mich hier bald jenen alten Seemannsanschauungen anschliessen, wenn das so fortgeht; ist denn nicht auf hoher See, in den Tropen Gelegenheit genug, ohne mechanischem Abplärren von eingeleierten Gebeten und Psalmen durch die Natur selbst andächtig gestimmt zu werden und in der Bewunderung der Werke den Schöpfer direct anzuerkennen und zu verehren, wenn schon einmal sinnlich wahrnehmbare Aeusserung des pietistischen Dranges dem Menschen nöthig ist?

Am 12. Jänner 1874. Glanzvoll stille See beglückte uns heute Morgens; Scherze mit dem reizenden kleinen weiblichen baby und anziehendes Gespräch mit Bacon und Anderen wurde

wiederum durch die trostlose Bibelglocke gestört. Nachmittag 5 Uhr wurde „gestoppt“ und wir gehen langsamer dem Ziele zu, um nicht vor morgen Früh an die gefahrvolle Küste von Pulo Penang zu kommen.

Nachts war ich feierlicher gestimmt als die ganze Bibelgesellschaft und alle Reverends in summa summarum im Laufe der 52 Sonntage des Jahres es im Stande wären: Ein rothhaariger Yankee nämlich, nur bei Tage unausstehlich, erklärte S., dessen Gattin und mir den südlichen Nachthimmel. Nebel und die frühe Nachtstunde verhüllten uns so manchen glitzernen Edelstein auf den Sammetkissen des tiefdurchsichtigen Firmamentes. Deutlich und schön sah man „Orion“, „Schiff Argo“, die grosse „Schlange“, das „südliche Kreuz“ jedoch nicht und während wir hinaufblickten, zeigte sich 2—3 Sekunden lang ein grünes Meteor auf der Steuerbordseite. Längere Betrachtung der Silberperlen im Phosphorglanze des Kielwassers schlossen den erquickenden Spaziergang am Deck; der widerliche Yankee war durch das Auskramen seiner Wissenschaft beinahe liebenswürdig geworden, er machte am nächsten Tage jedoch seinen Fehler wieder gut durch potenzierte Flegelhaftigkeit; er war offenbar eine Mondnatur; die Sonne schien seinem Charakter jedesmal eine schlimme Wendung zu geben.

Pulo Penáng.

Am 13. Januar 1874 sahen wir Pulo Penáng (d. h. Betelnuss-Insel) oder Prince of Wales Island. Gegenüber liegt die Provinz Wellesley am Festlande. Nach Görtz soll Penáng viel von dem Charakter der westindischen Inseln an sich haben. „Fort Cornwallis“ dominirt die Ansiedlung. Diese Colonie ist älter als die von Singapore.

Beiläufig um 9 Uhr Morgens erreichten wir die Nordseite der Insel und warfen auf der binnenseeartigen Rhede vor der englischen Colonie gleichen Namens Anker. Penáng erzeugt besonders Zimmet, Pfeffer und Zucker.

Wir stiegen an's Land, während eines sechsständigen Aufenthaltes; starke Kerles, für uns die ersten Chinesen, in reinlichen Booten, führen uns bis zu einer Treppe, oberhalb welcher wir Miethwagen fanden. Die Häuser der Europäer liegen reizend unter den Wipfeln schlanker Palmen versteckt und beschattet von dem schweren Laube der Brodfruchtbäume. Areca-, Muscatnuss- und Cocospalmen ragen aus den Gärten hervor. Alles schien mir weniger überladen und besser gepflanzt, als auf Ceylon. Die Natur schuf in Ceylon ein reiches Waarenhaus voll tüppigster Producte ohne Wahl. Der Schöpfer ist dort „general-merchant“; hier in Penáng fanden wir aber ein Schmuckkästchen, eine Auslage ausgesuchter Waaren, das

Feinste, Beste in reizender Gebirgsluft. Die Bay erinnert in ihrem herrlichen Grün und mit ihren Lilaschatten, sowie durch die blaugrüne Farbe des Wassers an den vielgeliebten Genfersee; Fischergerüste glänzen hellgelb in der Morgensonne Glut; der Pilot kommt in einem festen Boote unter seinem Strohdache hervorgekrochen. Köstlich trockene Luft, nach der feuchten in Galle sehr wohlthuend, und frische Seebrise erhöhten die Lebensthätigkeit. Ein Freund in New-York bezeichnete die Fülle tropischen Pflanzenduftes sehr richtig, wenn er nach dem Anblicke einer javanischen Landschaft ausrief: „die Atmosphäre ist voll schwebender Keime!“ An manchen Stellen hätte man sich auch auf dem Vierwaldstättersee glauben können, denn aus der Ferne gesehen, verschwinden auf den wal-digen Abhängen die einzelnen Pflanzen und bieten äusserlich in Massen ein ganz ebenso freundliches Bild, wie etwa Vitz-nau's oder Buoch's Gelände; natürlich steigen die Hügel hier nicht so hoch auf, der Strand ist weiss und beschattet durch eine helle Reihe von Palmen und anderer Baumgattungen. Ich habe jenes leichte, versöhnliche Gefühl in mir, welches die, in ihren Folgen so sehr erspriessliche Seekrankheit unmit-telbar nach dem Gesunden mit sich bringt.

Die javanische „Palme des Reisenden“ oder auch „Freund des Wanderers“ genannt, sahen wir hier zum ersten Male. Ihr Aeusseres gleicht einer Hand, an deren Wurzel sich eine herzförmige Unterlage befindet, aus welcher die Aeste doldenartig hervorspriessen. Dieser Kern ist fast lila, die Stengel scheinen gelb, der rauh berindete Stamm ist dunkelgrau und enthält einen Saft, welcher dem Reisenden zur Erquickung dienen soll.

Die Berge auf Penáng erreichen eine Höhe von etwa 2000 Schuh, und die nächsten Abhänge sind mit hellgrünen

Pfefferpflanzungen überdeckt. Ich glaube immer noch in der Bay von Stanstad zu sein, statt dem südlichsten Punkte Asiens so nahe, so duftig, so schmiegsam, schweizersommerlich erscheint mir die Umgebung dieser Landschaft. Und da klingen ja auch noch des Berners Worte im Schweizer Dialect an mein Ohr, der zu einem anderen Landsmanne, welcher den schweren Tuchrock an ihm rügt, sagt: „Chleider lass üch m'r hiehr mache, s'ischt ganz chüel“. Aber wehe ihm, schon heizt der kleine chinesische Dampfer, welcher noch heute nach Deli auf Sumátra, wohin unser Freund in ein Geschäftshaus engagirt ist, abgeht und das Abfahrtssignal weht von seinem Maste. Obiger Schweizer ist überhaupt ein Sonderling; er behauptet, die Seekrankheit sehr heftig bei Malta gehabt zu haben; auf genaue Nachforschungen hin stellte sich jedoch heraus, dass er es mit einem Choleraanfall in Folge übermässigen Genusses von Orangen zu thun gehabt habe und zwei Tage lang ohne Besinnung gelegen sei; er thut nun sein Möglichstes, um jenen Verlust an Kräften wieder einzubringen, indem er, wie ich es nie vorher gesehen hatte, bei den Mahlzeiten wacker einpackte. Auch mein Reisegefährte wettet im Vereine mit ihm über das „schlechte Essen“ und Niemand thut ihm solche Ehren an, als eben sie, die Kritiker.

Nun umgiebt ein hübsches Canottreiben den Dampfer. Es bietet einen wohlthätigen Contrast gegenüber dem eintönigen ernsten Leben auf der Wasserwüste. Die schreienden Kutscher und Verkäufer empfangen unser breites chinesisches Flachboot an dem Uferdamme und wir besteigen einen Lohnwagen. Das Pferdchen geht im gestreckten Galopp dem flinken Vorläufer nach. Diese Wagen sind luftig eingerichtet, mit à-jour-Dächern versehen und haben Jalousien statt den

Fenstern; die Pferde sind ausnehmend klein (Sumátra poneys). Ein Kerl quälte uns während des ganzen Weges, um den Wasserfallführern Concurrenz zu machen; das half nichts, der schlaue Malaye wurde von den Europäern überlistet, wir schlossen ihm die Jalousien vor der Nase ab, und er konnte nun dort nachdenken, wo die sengende Sonne seinen Schädel beschien.

Wir durchrollten üppige Waldungen und einige nette Dörfchen, lange Laubgänge fielen üppig gegen die Küste ab und gestatteten liebliche Ausblicke auf die bläuliche See. Zunächst dem kleinen „Resthouse“ hielten wir nach einer kurzen Stunde Fahrt bei einem steinernen Schutzhause und dem Haltplatze für die Wagen an. Hier trafen wir den Engländer Bacon und den Amerikaner Bigelow. Beide stiegen mit uns zum Wasserfalle an einem chinesischen Bauernhause vorüber, sie aber kamen noch höher, während wir uns schon nach 10 Minuten Gehens so ermüdet und erhitzt fühlten, dass wir uns in dem kühlen Wasser Gesicht und Hände waschen mussten. Die Scenerie war feenhaft, fast theatralisch üppig; förmliche Pflanzenmauern bauten sich eine über die andere gewächshausartig auf, als wären sie so dicht als möglich zusammengestellt; das war ein Aufstreben und ein Ueberragen, ein „um die Wette Wachsen“; man sah sie sich drängen und Platz machen, Eine auf Kosten der Anderen, in stetem Kampfe um den Raum. Einige treffliche Photographien bringe ich von diesem Punkte mit, welche so recht Penáng's Vorzüge und Reichthum an malerischen Punkten veranschaulichen. Der Wasserfall ist nicht mehr als ein Silberband, welches aber auf grünem Hintergrunde doppelt erglänzt. Schwer erhitzt langten wir nach $\frac{3}{4}$ Stunden und etwa 20 Minuten Gehens

bei dem Wagen und bald auch bei dem „Resthouse“ an, wo wir lange auf das Frühstück warteten. Die Ausblicke auf die Bay und die Pflanzengruppen im Vordergrund, sowie der malerische Hintergrund, gebildet durch die Berge des Festlandes Hinter-Indiens, werden mir unvergesslich bleiben.

Lauschige Stellen gab es genug; in einer solchen badeten hinter dem Hôtel Bacon und Bigelow, und im ersten Stocke koste der englische Colonel mit seiner Freundin, die er jedoch auf dem Schiffe 2. Classe fahren liess.

Wir hatten, ehe wir den bungalow „Alexandra-Hôtel“ erreicht hatten, erst den schwitzenden und pustenden Reverend mit Gattin begegnet, die ängstlich nach des Weges Länge fragten, und dann waren wir gar noch der ganzen übrigen Gesellschaft, geführt vom Capitän, auf die Spur gekommen. Dieser Aermste transpirirte jämmerlich und schützte alsbald die Pflicht vor, um wieder in die Seebrise zurückzukehren. Unser früher bestelltes Frühstück wurde lange umsonst erwartet, bis wir endlich erfuhren, dass „Alexandra-Hôtel“ gar keine, durch Vermittlung Eingeborner gemachten Bestellungen annehme; das war die Rache unseres zudringlichen Begleiters im Lohnwagen. Leider ist der Volkscharakter in Seeplätzen meistens verdorben; die Chinesen-Mischlinge im Hôtel waren nicht besser.

Die Europäer sahen auch hier höchst elegant aus; die täglich frisch gewaschenen Linnen kleiden vortrefflich und sehen immer vornehm aus.

Am Landungsplatze wiederum angelangt, begehrte ich, um den zudringlichen Schwindler endlich los zu werden, nach einem Policeman, die alle, obwohl Eingeborne, mit „Club“ (Stab) und Gürtel bewehrt, hier die Ordnung halten sollten;

aber wehe mir armem Petenten: der Wächter des Gesetzes schlief sanft in einem Wagen und als ich ihn geweckt hatte, stellte sich heraus, dass er nicht ein Wort Englisch verstand. Umringt von schreienden Chinesen und eingebornen Koolies musste ich zufrieden sein, dasselbe Boot anzutreffen, welches uns bereits, gelenkt von einem jungen kräftigen Zopfträger, an's Land gebracht hatte. Die ganze Fahrt hatte viele alte portugiesische Reminiscenzen geboten, zerfallene Thore, mit Gras überwachsene Wälle und malerische Kirchen wie in Ceylon.

Aus Mangel an Hörern war heute endlich die Bibelvorlesung unterblieben.

Uebermorgen adieu Travancore! Heute besteige ich dich noch einmal du schwankes, kleines, schmutziges, magenfeindliches Ungethümchen, du P. & O.-Drache! möge bald ein freundlicher Riff deinem Wurdasein ein Ende machen!

Ein englisches Kriegsschiff, die gelbe Quarantaineflagge auf, hatten wir schon heute Früh in gleichem Curse bemerkt; es fuhr nun in die Rhede ein und ich hörte, dass es nach Atchin Proviand zu bringen habe. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir im Schatten des kühlen Stiegenhauses nur 86° F. (= 24° R.); die Brise und die Trockenheit der Luft machten die Existenz auf der Rhede erträglich. Malayische Weiber in ziemlich hübscher Tracht besuchten das Schiff.

Ein Dr. Gott, Beamter des Cabeltelegraphen und ein Artillerieofficier sind die neuen Passagiere von hier ab, Letzterer für Singapore bestimmt, der Erstere geht nach Saigón (Cap S. James Station).

Nach den neuesten Nachrichten von Atchin handelt es sich um die Erstürmung von Cráton; grosse Nässe begünstigt

das Fortschreiten der Cholera, welche den General Bixio bereits dahin gerafft haben soll.

Herr S. und Gattin kommen im letzten Momente, von ihren beiden Procuristen der Filiale Penáng, einem Deutschen und einem Schweizer, begleitet, zurück an Bord. Arend und Gorenflo verlassen uns.

Der Capitän ist von einer durchwachten Nacht und der Erhitzung auf der Promenade ganz erschöpft und hat noch die nächste Nacht vor zu wachen. Das erzeugt bei der Mannschaft verdriessliche Gesichter, gewährt aber uns Passagieren grosse Beruhigung, wenn auch die meisten anderen Commandanten Abends den Curs geben und schlafengehen, so ist doch dieses Capitäns Pflichttreue hier sehr am Platze. Brummend geht der breitmäulige dänische Matrose an seinen Posten zum Compass, um in gebückter Stellung unter dem niederen Zelte den hellerleuchteten Weg der Magnetnadel zu beobachten.

Die Strasse von Malákka.

13.—15. Jänner 1874.

Des Abends am 13. hatten wir noch ein fernes Feuer am Ufer bemerkt und lange mit S. geplaudert, bis heftige Zahnschmerzen, die Folge des Kaltwaschens an dem Wasserfalle zu Penáng, mich in die heisse „Wiege“ (wie die Holländer das Schiffsbett nennen), trieben. Der „crêpe de santé“ bildet unsere einzige Nachtbekleidung.

Ein merkwürdig kühler Morgen war der des 14. Jänner: Regengüsse hingen wie Striche über dem blauschwarz bewölkten Horizonte, das Meer war compact, wie eine Masse Oel, man sah die Bilder des Schlotcs und der Masten mit ihren Raaen darin abespiegelt. Seit dem Suezcanale hatte ich Seewasser nicht mehr so ruhig gesehen; freilich hat hier die Natur auch einen Canal gebildet.

Das Land tritt uns im Nordost immer näher. Die Aussicht auf Abschiedstrinkgelder in Singapore macht heute die Bedienung um eine Nuance besser. Ich beschäftige mich abwechselnd mit Zahnschmerz und Lectüre.

Mehrere Signale mit etlichen Schiffen gewechselt und ein Leuchthurbau nicht ferne von unserer Curslinie zogen die Aufmerksamkeit auf sich; aber die Unmöglichkeit, strenge, ernste Thätigkeit in den Tropen zu entwickeln, verstimmt mich sehr.

Auf den Masten hebt man heute die oberen Theile ab; dieser Tag strotzt überhaupt von Anregungen, wie noch keiner unserer Seetage; die oberen Raaen werden gesenkt und die Boote kehrt man „inside“, das spricht für die Aussicht auf schwere See nach Hongkóng. Aber wir nehmen in Singapore den grössten aller Messageriesdampfer, von welchem ich schon in Ceylon reden hörte, den neuen „Iraouaddy“ von 3500 Tons. Leichte Brise und nur 84° F. oder ca. $22\frac{1}{2}^{\circ}$ R. im kühlestn Schatten, machten heute die Temperatur sogar sehr erträglich. Der feuchte Morgen hatte mir eine Erkältung gebracht, welche ich durch ein Glas „half and half“ gründlich vertrieb, so wirksam sind geistige Getränke, im Glase genommen, in der Nähe des Aequators.

Nun tritt die Küste ganz nahe heran; eine gerade, langweilige Linie von Palmen begrenzt den unteren Theil der Aussicht auf die Berge der Halbinsel; in wenigen Stunden sollen wir auch die Stadt Malákka sehen. Die Fahrt ähnelt einer solchen auf einem Binnensee; der Gedanke, morgen die ersten Nachrichten aus der Heimath seit Aden zu erhalten, stimmt heiter.

Das Kabel zwischen Penáng und Singapore, von dessen Bruch in Bombay wir bereits gehört hatten, ist wieder im Gange; meistens sind es Chinesen, welche in Djunken ihre Künste im Aufheben und Stehlen des Kupfers an der Leitung versuchen; oft aber sind es auch ehrliche deutsche oder englische Anker, die sich darin verwickeln, dann aber so fest hängen, dass der jeweilige Capitán das Kabel hebt und der Kürze halber „kappt“, wenn er sich ungesehen glaubt, um sicher dem Arme der Justiz zu entinnen, die denn doch zu

solchem summarischen Verfahren ein Wörtlein mitreden könnte. Gewissenlose Capitäne begehen lieber ein Verbrechen, als dass sie ihren Anker opfert (*„relata refero“*).

Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr erschien wieder ein Leuchthurm; in dieser Region sollen noch vor ganz kurzer Zeit Piraten gewesen sein; sie imponiren heute freilich dem Reisenden nicht mehr. Im Laufe des Tages flogen zweimal flüchtige Hühner über Bord; sie wollten sich der Execution entziehen, aber kamen vom Regen in die Traufe, oder besser vom Messer des Koches in die zwei Sägesysteme eines Hai-Rachens; denn nach wenigen Minuten waren sie von der Oberfläche des Wassers, auf welcher sie ängstlich herumflatterten, verschwunden. Haie folgen den Schiffen immer nach, um Küchenabfälle zu erhaschen; ihre Geschmacksrichtung versteigt sich jedoch sogar bis zu Blechbüchsen, Holz-Eimern, Tau-Enden, die sie gierig verschlingen; sie sind weniger „gourmands“ als „gloutons“, da ihre Gefrässigkeit keine Regeln der Makrobiotik zulässt; alles Fallende wird mit offenem Rachen aufgenommen und oft ist das die Ursache ihres Todes.

Abends fiel Nebel ein; ein Dampfer signalisirte; wir waren längere Zeit der Meinung, es sei die französische Post nach Europa gewesen und also, nach der Reihenfolge der Schiffe berechnet, unser alter Freund „Tigre“ auf dem Heimwege; hierauf erschienen in der Ferne die verspäteten Lichter von Malákka und ein Leuchthurm.

Im raschesten tropischen Wechsel begann alsbald darauf ein „squall“ (Gewittersturm), der jedoch bloss in mässigen Wind aufgieng, aber doch die Nebel zerriss; wir sehen fernes Wetterleuchten und wiederum sehr schönes Phosphoresciren des Meeres; die Atmosphäre war mit Electricität überladen.

Herr S. erzählt in dem hierauf folgenden gemüthlichen Plauderstündchen an Deck in der relativ kühleren Abendluft, in welcher wir Alle aufathmen, die junge Gattin an seine Seite geschmiegt, so manches Interessante über Singapore. Grossartig sei der Styl, in welchem sich daselbst die Kaufleute einrichten, die reichsten Firmen im Osten finde man in Calcutta, Hongkong, Shanghai und Singapore. Man hat Villen auf den Hügeln, Pferde und Wagen; die Pferde kommen in ganzen Schiffsladungen von Sumátra und aus Australien, und man sucht unter diesen letzteren jedesmal die magersten Exemplare aus, da ein gutes Racepferd durch die Seereise und das lange Ruhigstehen mehr herabkömmt, als ein phlegmatisches Thier. Auch auf wilde Thiere kam man zu sprechen: Tiger seien, sowie Rhinocerosse in grosser Anzahl nur noch in Sumátra zu finden; dort sind letztere den Pflanzungen, erstere den chinesischen Arbeitern im „Djungle“ gefährlich; sie fassen meist den kauern den Arbeiter von hinten an. In Singapore aber hat schon längst das Sprichwort: „Täglich tödten die Tiger einen Chinesen“, keine Geltung mehr. Vom Hunger getrieben, schwimmen sie freilich noch von Malákka herüber, aber sie sind sehr feige, und wenn sie angreifen, jedoch auf den ersten Sprung über das Ziel schiessen oder ihn zu kurz machen, geben sie den Angriff gänzlich auf; das ist die nüchterne Wahrheit gegenüber den breitmauligen Lügen in Reisebüchern und durch Zeichnungen verherrlicht, über die Gefahren von wilden Thieren im ostindischen Archipelagus. Auf Java aber wurden Krokodile und Rhinocerosse schon seit Jahren nicht mehr gejagt, auch zu Beauvoir's Zeit nicht mehr.

S. war 1872 über China und Japan nach Amerika und Europa zur Brautschau gereist und kam nun mit uns über

Penang, wo seine Reise um die Welt ein und einhalb Mal beendet war, zurück in die glühende Heimat; seine arme Frau litt bereits an Bord ganz elend unter dem Einflusse des Klimas. Sein Haus, Firma Rauttenberg & Cie., wo er mit einem Schweizer in Compagnie steht, hat auch die Agentur für die russischen Theesteamer, welche in der Theesaison (ca. 3 Mal jährlich) von China über Singapore durch das rothe Meer nach Odessa gehen und vorzügliche Accomodation für Passagiere haben sollen; die Betten stehen in der Mitte der Cabinen, in jeder nur Eines; die Räume sind gross, die Verpflegung ist trefflich, die Schiffe haben grosse Badezellen, den Salon auf Deck und laufen sehr rasch.

Es soll also morgen wirklich zur Thatsache werden, dass wir in Singapore diesem Opiumkasten entrinnen. Auch Brise soll es dort geben, die häufig und zu bestimmten Tageszeiten wiederkehrt. Abends 10 Uhr ist die Kühle wirklich erstaunlich. Die Schwüle ist nicht grösser, als etwa an einem heissen August-Mittage bei uns im Schatten einer Laube, und das am 3^o n. B., 45 geogr. Meilen vom Aequator entfernt!

In der Nacht auf den 15. Jänner haben wir in unseren Cabinen aber dennoch wieder sehr gelitten, denn die Hitze des Tages war im Schiffe und an den Eisenwänden geblieben und strahlte nun aus. Kein richtiges tiefes Athmen ist dann möglich, und die Sonne, wengleich verhüllt, wirkt schwer auf Augen und Kopfnerven durch ihre Reflexe aus Wolken und Wasser; Viele tragen blaue Brillen; ich glaube, sie verwöhnen zu sehr das Auge. Die Maschine hatte uns durch ihr Stillestehen einmal des Nachts erweckt, man sondirte die Tiefe, um die Stellung des Dampfschiffes zu constatiren.

Die Südspitze Asiens umschiffen wir 15. Jänner 1874 Morgens früh; sie gleicht mit ihren langgestreckten Palmenwäldern, aus der Ferne gesehen, irgend einer Landschaft in den Donau-Auen; auch der Hintergrund ist unbedeutend, die Berglinie des Festlandes bietet kein Interesse; nun erheben sich gegen Nordost zahlreiche Inselhügel über den Horizont. Dorthin geht unser Curs, dort liegt Singapore.

Singapore.

Inhalt. Kleine springende Fischchen. — An der „wharf“. — Singapore als Stadt. — Hôtel d'Europe und Herr Becker. — Nachrichten aus der Heimat. — Klimatische Leiden. — Herr K., unser Landsmann, entpuppt sich als Schneider. — Costume. — „Licensed opium shops.“ — Orientalische Apathie. — Das Wäschegeben auf 1° 17' nördl. Breite. — „*Djéllah disinnijh*.“ — „*Pitchen (Pigeon)-English*.“ — „*Kurry à la Javanaise*.“ — Herrn Becker's „Ohrenbeichte“. — Die „*Nachtigall von Lady hill*“. — Herr K. aus Bern. — Der „*Luftkurort Singapore*“. — Consul Studer aus Bern. — Bankgeschäfte und Enttäuschungen. — Besuch bei „*Whampoä*“ (Hoa-Kee). — Ein tropischer Ziergarten. — „*Aennchen von Tharau*“. — Folgen der Hitze. — Die „*Höllensunden*“. — Auf „*Lady hill*“. — Temperaturparallele. — Ein Diner und ein köstlicher Abend. — Der botanische Garten. — „*Pisáng*“ (Malákkahirsche). — Singapore's Rückschritte.

Man denke sich die Einfahrt in den Hudson bei New-York und setze statt Laubbäumen, Palmen auf die Hügel, so hat man jene bei Singapore. In Sicht sind zwei kleine Dampfer und mehrere Segel. Eine angenehme Brise beginnt zu wehen. Nun schiesst das Pilotenboot heran, der Europäer springt gewandt an Bord. Strömung und Inselklippen bilden hier die Gefahr.

Kleine schlangenartige Fischchen oder fischartige Wasserschlangen, etwa $\frac{1}{2}$ Schuh lang, hüpfen vor uns her und ringeln sich über das Wasser, den Oberleib aufrecht in die

Luft haltend; blitzschnell tauchen sie auf, durch den Kiel aus ihrer Ruhe gebracht und verschwinden ebenso rasch wieder. Ich hielt es an der Spitze des Schiffes nicht lange aus, da die Sonne, wenn auch unwölkt, mir sofort Kopfschmerz erzeugte und dort kein Zelt ausgespannt war.

Eine weisse Signalstange zeigt sich auf einem Hügel; wir sind erkannt, denn bereits meldet die Postflagge der Stadt, welche sich auf der anderen Seite befindet, unsere verspätete Ankunft; wir biegen um die Ecke, beschreiben einen grossen Kreis, bis Singapore in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegt; an dieser Stelle fühlten wir bereits Bewegung im Wasser; es ist die Einwirkung des südchinesischen Meeres, welches durch den Nordost-Monsoon in dieser Jahreszeit in stetiger Bewegung erhalten wird; somit hatten wir denn die Strasse von Malákka verlassen und waren auf der Rhede von Singapore angelangt. Prächtige Gebäude, viele Schiffe, mehrere Kirchthürme, reizendes Buschwerk und Hügel mit kleinen „bungalows“ unter Palmen und dichten Laubschatten, Gärten und Fischerhüttchen lassen das im Grünen schwelgende Auge nicht ruhen und doch, um wie viel schöner ist ein Schweizersee! Muss man denn immer reisen, um Illusionen zu zerstören? Denn auch dieses Städtebild wird von Constantinopel, Palermo, Neapel (ich kenne freilich das schönste: Rio de Janeiro, nicht) bei Weitem übertroffen.

An der „Peninsular and oriental-wharf“ (neben den „Messageries“) nehmen wir einen Wagen; das Gepäck folgt, und lustig trabt der geschickte Sumátraponey eine halbe Stunde lang mit uns im raschesten Tempo der Stadt und dem Hôtel zu; vorerst zwischen sumpfigem Djungle, tritt bei einigen chinesischen Gräbern die Strasse an Wiesengründe und bald

zeigt sich eines der Viertel der Eingebornen. An dem Landungsplatz gellte uns das Geschrei der Koolies, Muschelverkäufer in kleinen Booten und das der Taucher nach Geld, in den Ohren; sie verlassen ihre Nusschalen nie ohne heftigem Geschrei; dieses ist auch ganz motivirt: es hält die Haie ab, von denen es wimmelt. Die Strömung ist sehr stark und in dieser Enge geschieht viel Unglück. Auf dem Lande steht das Bild Ceylons abermals vor mir, aber mir scheint die Luft über der rothen, regennassen Erde noch schwerer und schwüler. Das Blaugrün der Matten, in Farbe etwa wie ein mit Gas beleuchteter Grasboden, das grelle Farbenglitzern der thauabhängten Blätter ist die Folge eben herabgepolterter Regengüsse, deren einer noch mit vollster Energie auch unsere Einfahrt begleitet hatte.

Auf S.'s empfehlende Karte hin, erhielten wir zwei gute Zimmer im ersten Stocke bei Herrn Becker, einem Deutschen, dem Besitzer des „Hôtel d'Europe“.

Bei dem Consul Oesterreichs und Ungarns, Herrn Conighi, einem Triestiner, bei welchem ich mich sofort vorstellte und sehr freundlich empfangen wurde, erhielt ich, sowie später durch die Post, in Summa sieben Briefe für mich und drei für meinen Reisegefährten aus der Heimat; Letzterer war dermassen durch die Lectüre und sofortige sanguinische Beantwortung dieser Zeilen erschöpft, dass er durch Stunden hindurch einem Wasserfalle oder einer Traufe im Platzregen ähnlicher sah, als einem Maler auf Reisen; dennoch malte er in Wasser (aber nicht in Farben), Figuren auf den Boden und die Möbel, die er unruhig, vor Hitze klagend, bald belag, bald besetzte, und welche einer von zahlreichen Bächlein durchströmten Hochebene glichen.

Ich lernte den englischen Touristen Jeffreys, den ich später in China und Japan wieder sah, und den Vicegouverneur der englischen Colonie beim „bar“ kennen; sie nahmen mich für Bacon und wollten Details über die Reise von Siam nach Saigon zu Lande wissen, die ich natürlich nicht geben konnte; Jeffreys fuhr später mit uns bis Saigon und gab dort seine Projecte für Cochinchina gänzlich auf; nachträglich erfuhr ich aus einem Briefe Bacon's, datirt aus Bangkok, den mir das Consulat in Shangai nach Japan nachschickte, dass auch sein Unternehmen misslungen sei, da im letzten Augenblicke Bigelow schwankte und unentschlossen bald für, bald wider das Unternehmen sprach.

Das Gebäude unseres Hôtels ist sehr weitläufig und hat für ein Hôtel in den Tropen viel Comfort aufzuweisen; leider liegt es zur Nordostmonsoon-Zeit für die Mehrzahl der Zimmer ausserhalb der Einwirkung der Brise. Ueber eine Treppe hinter geht es aus den Zimmern in einen kleinen Hof, wo „toilet - room“ und Badezellen mit Steinplatten gepflastert, nebst einer aufgehängten Douche und einem Badekübel zu jeder Zimmernummer gehören. Man geht im Morgenkleide oder im „Saróng“, der malayischen Schürze, die von der Hüfte bis an die Knöchel um die Beine herumgeschlagen und wie ein Weiberrock getragen wird, bewaffnet mit Handtuch und Schwamm, chinesische Strohpantoffeln an den Füßen, des Morgens um 5 oder 6 Uhr hinab, wo man, in dem Kübel stehend, eine Douche und Uebergiessung nimmt. Die Holländer in Java verachten das gewöhnliche Wannenbad, denn in diesem Klima hält man es für ungesund, und strebt nur durch tägliches Einseifen und Uebergiessen die Hautthätigkeit im Gange zu erhalten; so bereitet man sich für sein Frühstück vor; der chinesische boy bringt zu diesem Zwecke Thee mit Bananen,

Butter und weisse Brodschnittchen in's Zimmer. Die einzige Zeit zum Ausgehen wäre möglicherweise 4—6 Uhr Früh; ich versuchte es einmal um 7 Uhr und kam nach 20 Minuten in Schweiss zerflossen und so ermattet zurück, dass ich unfähig war, bis Abends mich irgendwie zu beschäftigen. Mein Gefährte bewegt sich gar nicht mehr; er steht still, liegt still, sitzt still und vegetirt, aber wirklich mit grösstem Erfolge; täglich wird er bei seinem System wohler und das Klima scheint seiner Natur unter solchen Umständen sich besser anzupassen, als meinem raschen erregbaren Temperamente.

Die Todtenstille ausserhalb der Häuser während der glühend heissen Tagesstunden und die schwere Last der Tropenhitze selbst in den schattigen Gängen und Zimmern, in denen sogar durch zwei offene Thüren und zwei Jalousienfenster, welche sich entgegengesetzt sind, kein Durchzug, keine Kühlung des Nachts herzustellen ist, wenn die Luft über die Betten streichen sollte, machen täglich melancholischer; des Morgens begegnet mir als erster Eindruck ein dienstverdrossener Diener, drängen sich freche Verkäufer in die Zimmer; zu Nachbarn haben wir durch das Klima abgemattete Menschen, die tagsüber ganz ausgekleidet unter den Thüren sitzen; das Alles bildet nebst der steten Ueberfülle des Blutes im Kopfe, den Mosquito-Liedern und -Stichen keine gar fröhliche Erinnerung, wenn man bedenkt, dass auch das Anblicken der strotzenden Natur in den „Höllensstunden“ wegen der Sonnenreflexe auf dem Wasserspiegel in der Bai den Augen und dem Gehirn gefährlich werden kann; die Lebensfreude schwindet allmählig, man wird beschäftigungslos, nachsinnend, gallig, und die schwere Kost der drei Mahlzeiten zur gefürchteten Last; ein Trunk Bier und Wasser

mit Wein regt für eine halbe Stunde an, dann aber folgt um so grössere Abspannung.

Jener Pole K., der als unser Landsmann an Bord des „Tigre“ sich uns sehr zudringlich angeschlossen und seiner Kenntnisse und Abenteuer vielfach gerühmt hatte, wohnt auch hier, und entpuppt sich als: — Schneider bei Little & Cie.; er quält uns nun ebenso, wie seit seiner Ankunft den Consul, durch sein treffliches Mundwerk und seine taghellen Lügen.

Das bunte Gemisch von Nationaltrachten ergötzte uns auf einer Fahrt in das chinesische Viertel in den kühleren Nachmittagsstunden; hier sehen wir den „Saróng“ des Malayen, den Parseehut des Feueranbeters, den Zopf und Strohhut des Chinesen und den Turban des Indo-Arabers vertreten.

Klings- und Malabaren-Koolies arbeiten an dem Strande; die Ansiedlung ist ein wahrhafter Knotenpunkt des Weltverkehrs. Hier sehe ich zum ersten Male die Aufschrift: „licensed opium shop N^o. . . .“: den Ausfluss jener privilegierten Gemeinheit englischer Gewinnsucht, die Stätten systematischer Demoralisirung an dem zahlreichsten Volke der Erde.

Ein Brief von Chenu aus Saigon redete mir von dem Besuche der Ruinen von „Angkoor“ im Cambodje ab. Die Reise sei zu anstrengend, für die Gesundheit zu gefährlich und augenblicklich schwerlich mit einem Regierungsdampfer zu machen; ich schrieb eine Empfehlung an ihn, welche ich Bacon einhändigte, für den Fall, dass er ihn besuchen wollte.

Am 16. Jänner 1874 stieg ich eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang auf den nächsten befestigten Hügel, nur etwa 10 Minuten weit und lag wieder nach einer weiteren halben Stunde erschöpft auf der Terrasse des Hôtels; ich hatte diese Anstrengung bei zu vorgerückter Tageszeit unternommen;

dennoch bereue ich sie nicht, denn ich weiss von dem Anblick auf die Bai, die Stadt und die Insel nur Gutes wiederzuerzählen; ich habe oben gesehen und genossen: „aber frage mich nicht wie“ ich hinaufkam.

Fast allgemein ist auch der Engländer hier für die Vorzüge der Messageries maritimes eingenommen; die „P. & O.-line“ wurde mir nur mehr von Interessirten und von Deutschen, aus Opposition gegen alles Französische, gelobt.

Alle möglichen Fragen, (das ist so recht orientalisches), werden mit einer Zähigkeit unbeantwortet gelassen, dass ich nur staune, wie unter bewandten Umständen der Chinesen-boy doch endlich nach einer halben Stunde diplomatischer Verhandlungen unsere Wäsche übernahm. Auspacken, Koffer öffnen, Schweiss vergiessen, das sind drei unzertrennliche Dinge schon im kalten Norden: kraftlos aber fällt man und wie gelähmt in den Tropen dabei nieder. Zwei Kerle verstehen das Wort „linnen“, ich zeige ihnen die Handbewegung des Waschens, rufe, nun doch wieder nicht verstanden, den Wirth, dessen malayisches Fluchen nichts nützt. Ich gehe zu K.; auf sein Wort kommt der erlösende Hindoo „Kidoa“ und K.'s kleiner Chinese sagt: „this good man“, um auf die Ehrlichkeit des Wäschers hinzuweisen. Mit solchen Strapazen ist die beinahe alltägliche Handlung des Wäschegebens zunächst der Linie auf $1\frac{1}{2}^{\circ}$ n. B. verbunden. Der Europäer fühlt sehr viel Sehnsucht nach Reinlichkeit und ist doch so unverstanden in diesem Punkte; sein edles Streben bleibt unerwiedert.

Chinesische Schneider, Barbieri, Kutscher, Verkäufer von Stöcken und anderen Producten des nationalen Kleinhandwerkes, sind die Mosquitos des frühen Morgens; um sie loszubringen, hilft nur der Stock; aber ach! ein Schlag genügt

und die Tropenhitze rächt sich alsbald an dem zornigen Europäer. Mit herablassendem Lächeln, in echt asiatischem Pathos, den chinesischen Schirm unter dem Arme, wartet alsdann ein Klingbarbier den Zorn des bärtigen Weissen ab und weiss wohl, dass seine Ausbrüche immer seltener werden; grinsend spotten die Chinesen ob dieses Wüthens und gegenüber all dem ist man bei solcher Hitze machtlos.

Die Kutscher sollen nicht zur Terrasse des Billardsalons kommen; so oft der Consul hinaustritt ruft er: „djéllah disínnijh sais“ (marsch fort dorthin Kutscher!) nie ohne beizufügen, dass er „den Geruch der Kerles nicht ertragen könne“; jedesmal kehren sie, sobald er die Terrasse verlässt, an den alten Platz zurück.

Bei Tisch können wir die ersten Studien im „Pitchen“ oder „Pigeon English“ machen, wenn die Kellner „tsiss“ oder „leis“ anbieten; besonders ob letzterer erschrecken wir im Anfang; es heisst „cheese“ und „rice“. Der „Kurry“ erscheint hier à la Javanaise; ein Mosaikbild von pikanten Zuthaten in kleinen Schüsselchen wird auf einer Platte hiezu servirt, wobei natürlich der Pfeffer und die Gewürze die erste Rolle spielen.

Herr Becker, einst Kaufmann, hat eine Holländerin zur Frau; wenn auch erschöpft vom Klima und dem Anscheine nach leberleidend, hat er doch noch die Kraft, den Chinesen häufig die sogenannte „Ohrenbeichte“ abzunehmen; damit bezeichnet er ein Ziehen an den Gehörorganen, wenn sie ihre Lügen nicht eingestehen wollten, bis die Verstocktheit überwunden ist, oder das Gestohlene wieder erscheint.

Ich vertiefe mich in die „Triester Zeitung“, welche mir Conighi geliehen hatte und in den fachmännischen Bericht

von der ostasiatischen Expedition des Dr. Carl Scherzer, ein Werk, welches bei den kurzen Aufenthalten unserer Schiffe in den Hafenstationen und den zahlreichen, zeitraubenden Einladungen nur durch die angestrengteste Thätigkeit des Verfassers zu Stande kommen konnte. Conighi schweigt darüber und ich glaube, der österreichische Handel in Ostasien urtheilt sich selbst ab, wenn man weiss, dass im letzten Jahre nur 2—3 Schiffe unter österreich-ungarischer Flagge in Singapore gesehen wurden.

Die Vorstellung zweier Oesterreicher im Club scheint dem Consul grosse Freude zu bereiten; wir sind die Ersten seit Pallavicini und Tschusi. Vor diesen besprach man die Reise der beiden Prinzen Coburg und jene des österreichischen Kriegsschiffes „Fasána“. Ich fühlte mich zu elend, um mich den Herren anzuschliessen, welche im deutschen Club dem Sang der „Nachtigall von ladyhill“ (der Gattin eines Schweizers) lauschten.

Ich lerne einen Herrn K., einen Berner kennen, welcher acht Jahre lang in den Tropen war, erst hier zwei, hierauf sechs in Saigon ohne Unterbrechung zugebracht hatte und erschöpft, an Anämie leidend, krankhaft, dickleibig, nervös wie eine Ameise, sich hier in dem „Kurorte Singapore“ (wie er sich äussert), für den Norden vorbereitet; er geht im März bis Aegypten, wo er bis Juli ein Uebergangsstadium durchmachen will und erkundigt sich ängstlich, ob er dahin einen Winterrock! sich bestellen solle. Er erzählte sehr interessant; ich komme später darauf zurück.

Ein anderer Berner, Herr Studer, ist hier nordamerikanischer Consul; er war einst Major in der Unions-Armee und behandelt uns sehr zuvorkommend.

Am 17. Jänner entdeckte ich, dass der Wechsel an „Chartered Mercantile Bank“ von dem Procuristen meines Banquiers in Ceylon ausgestellt, durch dessen Vergesslichkeit kein Indossament hatte. Ich hatte geglaubt, das im letzten Augenblicke zugeschickte Papier sei, wie immer in solchen Fällen auf meinen Namen ausgestellt und ich bin nun froh, mit seinem Credit nicht über Calcutta gegangen zu sein; denn sein Haus ist im Osten übel beleumundet und soll auf schlechten Füßen stehen.

In Orchardstreet kaufte ich einen trefflichen Strohliegestuhl und zwar an der Quelle, bei Chinesen, welche Alles solider und billiger arbeiten und brachte ihn auf dem Wagendache nach Hause.

Bei dem Tiffin fand ich in einem Stück Brod einen grossen Glassplitter, auf welchen ich glücklicher Weise gerade biss. Das Einbacken von kleinen Nippsachen scheint hier Sitte zu sein; ich fand auch Fliegen und Mosquitos im Brode.

Um 4 Uhr Nachmittags verliessen wir bei schwerer Hitze im Wagen das Hôtel, um einen Besuch bei einem reichen Chinesen zu machen. Alles ist sonst verkehrt bei diesen Sonderlingen; hätten sie das Billardspiel erfunden, es wäre gewiss der gewinnende Stoss derjenige gewesen, welcher die Kugel des Spielers zwischen zwei anderen durchtreibt, ohne sie zu berühren; sie steigen rechts auf das Pferd, sie helfen Ertrinkenden nicht, um die Götter nicht zu erzürnen, und die Zierde des Weibes, der Zopf, ist den Männern das Heiligste, das Ehrenbehältniss, während die Frauen Hosen tragen. Sie grübeln noch über Dinge, welche der einfachste Europäer als längst erledigt übergeht; sie arbeiten sechs Monate lang an einem Quadratzoll Elfenbein, acht Stunden per Tag, ohne dass Gewinn

und Arbeit in einem Verhältnisse stünden; sie staunen die Costüme in ihren Theatern an, finden den begleitenden Heidenlärm sehr schön, verstehen aber ihre eigenen Theaterstücke nicht. Ländlich sittlich! Unser Besuch galt jedoch diessmal einem europäischen Landhause und einem europäisirten Chinesen, dem Kaufmanne und russischen Consul Ho a - Kée gewöhnlich Wh a m p ó a, nach seinem Geburtsorte so genannt; er wohnt in einer, noch vor zehn Jahren tiegergefährlichen Gegend; man hatte ihn damals noch mit bewaffneter Escorte besuchen müssen und die Fahrt zum Diner glich einem Jagdzuge.

Die singenden Stimmen der Chinesen in ihrem Viertel schlugen bald an unser Ohr und wir rollten an malerischen Hütten, einer Art Pfahlbauten im Sumpfe, rasch vorüber. Von hier ging es auf einer elenden Strasse, durch Löcher im Boden fast unfahrbar, zur Besetzung des Chinesen.

Conighi stellte uns dem Herrn Ho a - Kée, einem kleinen, alten gebrechlichen Männchen vor, das ziemlich gut englisch spricht und seit 1855 nicht mehr in China gewesen war. Sein rühriges Erklären gefiel mir trefflich; er zeigte grosses Interesse für Botanik. Welch' ein reizender Platz und Welch' eine lohnende Nebenbeschäftigung ist es, in solchem Klima Gärtnerei zu treiben; Welch' ein Lustwandeln dort, wo die Natur Ueberfülle schafft, Nachhilfe der Kunst ja überflüssig wird und der Mensch nur ordnen, veredeln, nicht vermehren und schaffen kann; wo der Gärtner mehr lichtet, schneidet, zerstört, während bei uns unter Glasdächern, dürftig in Thongeschirren Miniaturmodellchen der hier reich entfalteteten Palmen, Orchideen etc., bei künstlich erzeugter Temperatur aufgezogen werden! Welche Mühe ist es, ein Gewächshaus im Norden zu

halten, was für ein mannigfaltiges Spiel mit der Natur aber bietet dieser Ziergarten!

Gebeugt schritt der Alte voraus und trippelte als Führer auf den sandigen Wegen. Nur 82—84^o F. machten das Gehen sogar erträglich. Auf den Bäumen hiengen die Ueberbleibsel des letzten Regengusses und leichte Brise verschaffte mir den lang entbehrten freien Athem.

Erst besuchten wir den chinesischen Garten, in dem Alles verzogen und verkrüppelt, die Natur in der Schnürbrust, so recht meinen obigen Grundsatz bestätigte, dass der Gärtner in diesen Breiten zerstören müsse, wenn er originell sein will.

Die stolze Arekapalme, der Brodfruchtbaum, die breitfächerige „Palme des Reisenden“, Buschwerk mit hellgelben Blättern, fein belaubte zarte Sträucher, Kaffee, Thee, Tabak und Zimmet empfingen uns, als wir die Irrgänge des Whampoa'schen National-Labyrinthes verlassen hatten. In diesem Theile ruht in runden Teichen, roth und weiss blühend, die Lotosblume; in zwei länglichen Weihern sehe ich, wasserspinnenähnlich ausgestreckt, die breitblättrige „Victoria regia“, wahrhaft königlich auf dem Wasserspiegel thronen. Zwei weitere „Palmen des Reisenden“ stehen als Schildwachen vor des Landhauses Portal.

Am entgegengesetzten Ende der Villa zeigte uns der freundliche Wirth eine Schildkröte mit sechs Beinen; sie läuft jedoch nur auf Vieren, die hinteren Beine haben eine doppelte Ausgabe.

Nun ging es in das Innere des Hauses; überall wankte der kleine Greis mit dem Zöpfchen unseren drei Riesen gestalten als Führer voran; er ist nicht kostbarer gekleidet als jeder Andere seines Volkes und gastlich zeigt er sein ganzes

Schatzkästlein von Curiositäten, worunter auch viele europäische, ein Magazin von Chinoiserien und etliche Bilder. Beim Gespräch mit einem englischen Seeofficier, welcher als Gast des Chinesen in einem eleganten Gartenhäuschen abgestiegen war, nahmen wir Sherry und versetzten uns in heitere Stimmung. Der Officier behauptete noch immer von Seekrankheit zu leiden. Nachdem wir noch alles Mögliche von der Weltausstellung 1873 dem wissbegierigen russischen Consul erzählt hatten, verliessen wir den freundlichen Sohn des himmlischen Reiches mit dem Versprechen, seiner Visitenkarten-Sammlung alsbald Exemplare zuzusenden; wir waren durch fassartige Thüren bis zur Stiege gekommen, oberhalb welcher an der Wand ein altes niederländisches Bild hieng. Nachdem wir uns verabschiedet hatten, knarrte der Wagen über den Sand, Whampoa und sein Gast winkten „good bye“ und, um eine hübsche Erinnerung reicher, rollten wir der Stadt wieder zu.

Die Frische des Landes war köstlich; kaum aber im Hôtel angelangt, empfing uns wieder die alte lästige Schwüle. Nachts sang eine champagnerselige deutsche Schaar auf der Terrasse des Hôtels „Aennchen von Tharau“ und manch anderes deutsche Lied; dabei spielten im Salon ein Ungar die Geige und ein Savoyarde die Harfe. Als ich spät Abends Briefe schreiben wollte, bemerkte ich, dass in Folge der Hitze alles Gesiegelte und Gummirte fest klebte; ich musste die Enveloppes gewaltsam auseinanderreißen und der Kautschuküberzug meines Marine-Doppel-Glases war eben im Begriffe, sich in fette Fasern aufzulösen.

Am 18. Jänner. Bei einem abermaligen Morgenspaziergange begegnete ich heute keinen einzigen Europäer. Hierauf folgten wieder die gewöhnlichen Regengüsse, schwache Brise erhob sich

und fiel wieder in sich zusammen. Still und ruhig, fast geisterhaft schweigsam, gehen auch heute wieder die „Höllensstunden“ ihren schleichenden Schritt. Das Hauspersonale bewegt sich nicht, kein Wagen rollt an dem Gestade hin, wenige Boote sind in der Bai zu sehen und die ganze Natur trägt den Stempel der Ermattung an sich; trotzdem ermannt sich mein Freund und malt einen malayischen Kutscher; aber bald fehlt ihm die Kraft und die Arbeit treibt den Schweiß aus allen Poren; das Modell wird unruhig, stellt freche Geldforderungen und wird ungnädig entlassen.

Drei und ein halb englische Meilen, d. i. etwa eine gute halbe Stunde Fahrens von Singapore, liegt „Lady hill“, wo wir heute im Hause bei Rauttenberg & Cie. mit Conighi geladen waren. Windlos und dumpf lastete der trübe Tag auf uns. Solche Tage nennt der Engländer „close days“ und sie sollen dem Sonnenstiche noch mehr aussetzen, als die hellen sonnigen; bleiernschwer hängen die Wolken, gleichsam verhängnissverkündend über den reichbebauten, mit weissen Villen gekrönten Hügeln; des Governor's Palast ragt hoch über den andern stattlich hervor. Niemand, dem es die Mittel nur halbwegs erlauben, wohnt in der Stadt; jeder Reiche hat seine Besetzung mit Gärten, Ställen und Nebenhäusern für Beamte und Gesinde; manche Kaufleute leben auch auf so fürstlichem Fusse, um das Schwinden ihres Creditcs zu verbergen.

Je höher wir kamen, desto schöner wurde die Aussicht auf die See, wir hatten bald nur 79—80° F. im Schatten; in der Stadt wäre das eine unerhörte Kühle (= 21½° R.).

Den Kopf noch voll von den Detailschilderungen des Unterganges der „Ville du Havre“ im November 1873 und der Schlussverhandlung im Processe Bazaine, über welche

ich in der „Indépendance belge“, ddto 11. December, gelesen hatte, war ich so recht aufgelegt über das ferne Europa trübe nachzusinnen und bald kam das Gespräch auf klimatische Unterschiede; ich suchte mir die dadurch bedingten Leiden in eine Parallele mit irgend einem Gefühle bei Temperaturerscheinungen in unseren Breiten zu stellen, und da fand ich denn, dass die Tropenhitze des Winters während des Nordostmonsoons etwa zwischen dem 8^o n. B. und dem Aequator möglicherweise auf folgende Art zu veranschaulichen wäre:

Man denke sich bei uns einen heissen Julitag nach einer Reihe von regenlosen Tagen; wenn sich plötzlich am Horizonte Wolken sammeln, dann seufzt der Mensch nach Gewitter; er athmet leichter, denn schon naht kühler Hauch; dann erheben sich Windstösse, endlich heult der Sturm, giesst der Regen herab, Blitz und Donner begleiten die Symphonie und auf etliche Tage ist die Luft abgekühlt. Nun denke man sich dieses Aufseufzen beim Anblick dunkler Wolken, diese Sehnsucht nach Kühlung, nicht von Erquickung durch Regen begleitet; man stelle sich vor, dass dem Rollen des Donners höchstens laue Regengüsse, welche die schwüle Ausdünstung des Bodens befördern, folgen, und dass so die tägliche Sehnsucht nach Erquickung ohne Befriedigung ein gleichmässiges Erschlaffen in Folge des steten Ankämpfens hervorrufen muss. Auf den Juli folgt hier kein kühlerer August und kein Herbst; jahrelang muss der Europäer diesen gewitterschweren, angsterregenden Druck ertragen; wie soll er da prosperiren? Auch die Röthe in allen Wangen schwindet nach einem Monate, ausser „brandy“ oder „gin“ (Wachholderbranntwein) erzeugen sie künstlich. Die Winterkühle ist hier wie Ofengluth und die Nächte sind kaum besser; dazu zirpt und schwirrt und säuselt die

Menagerie von Plagegeistern um des Lesenden Kopf und Hände, sticht in des Schreibenden Finger und sucht Einlass unter des Schlafenden Bettnetz. Es ist unmöglich, selbst nur einen leichten Tuchrock zu tragen; ich blieb daher unartig und zog die weisse Alltags-Jacke zum Diner an; Gilets sind überhaupt verbannt; man trägt die Uhren in den äusseren Rocktaschen, so recht zum Vortheil der Taschendiebe, an breiten Ketten.

Wir fuhren auf „Lady hill“ vor. Madame Suhl war sehr unwohl, der Arzt war geholt worden, wir trafen grosse Aufregung im Hause, wollten uns zurückziehen, um nicht zu stören, aber man liess uns nicht fort. Madame Sturzenegger, die Nachtigall Singapore's (wegen ihrer herrlichen Altstimme so genannt), ist wirklich eine sehr schöne und merkwürdigerweise durch das Klima während eines zehnjährigen Aufenthaltes nicht erschöpfte Dame. Sie verlässt das „Settlement“ im Monate März, um in ihres Gatten Heimat Trogen (im Canton Appenzell) mit ihm, welcher einen vierzehnjährigen Aufenthalt in den Tropen durchgemacht hatte, zu ruhen.³ Ein reizender Knabe ist die Frucht ihrer Ehe; das Kind spricht jedoch nur malayisch; es wird von Chinesen behütet.

Einmal leitete Herr St. auch die Consulatsgeschäfte für Oesterreich während Conighi's Abwesenheit, ohne auch nur je ein Wort des Dankes von Seiten der Regierung erhalten zu haben; die Mühe ist freilich nicht gross, einen Handel zu vertreten, welcher kaum bemerkbar ist, und das für ein Land, in welchem erst seit sieben Jahren eine leichte Bewegung anzeigt, dass die Quellen zur Entfaltung der Industrie vorhanden sind, dass aber an dem mangelnden Unternehmungsgeiste, an kleinlichem Wankelmuthe und trostloser Apathie, sowie dem gänzlichen Abgehen des kaufmännischen Vertrauens,

aller Export scheitert, und die österreichische Waare unter englischer Etikette exportirt werden muss.

Wir besuchten mit St.'s im Wagen noch vor Tisch den „botanischen Garten“; dieser ist theils künstlich geschonte Wildniss, theils wirklich gehegter englischer Park mit Wiesenflächen und herrlichen Palmenexemplaren; aber auch die kleine Urwaldpartie verdient vollste Bewunderung; einsame Pfade verlieren sich in dieses malerische Pflanzenchaos, in dem Lianen und hier besonders berühmte Orchideen, nebst schönen Wasserpflanzen in einem Teiche, in welchem ich wieder *Victoria regia* und *Lotos* bemerke, strotzen.

Leider sollte uns keine Gesangsprobe wegen Md. S.'s Uebelbefinden zu Theil werden; aber das Haus und der Garten des Herrn St. boten genug Interessantes für die Zeit bis zur Tafel, während Conighi sich oben auf der Terrasse Kühlung zufächelte; erst besahen wir die Pisáng (Hirsche von Malákka); ein edler Racehund begleitete uns. Die Hintergebäude sind alle auf Pfeilern über der Erde gebaut, wegen des Ungeziefers und der Feuchtigkeit. Man erzählt, in der Badestube hätten sich einmal Giftschlangen eingeschlichen und es sei sehr schwer, feuchte Räume von ihnen frei zu erhalten; die Ameisen sind allen Gebäuden sehr schädlich, sie fressen sich sogar durch Pfeiler aufwärts, greifen also den Stein an, unterminiren Holzwerk und können im Laufe der Jahre ein Haus zu Fall bringen. Im Hinterhause wohnen die jungen Leute des Comptoirs; sie kamen, fünf an der Zahl, in „grande toilette“, weissen Jacken aus Leinen, eben solchen Pantalons und feiner Wäsche, während der Hausherr und Herr Suhl aus Artigkeit für uns dunkle Röcke nahmen.

Das Haus gehört der alten Firma Rauttenberg, Schmidt u. Cie. Einer der jüngeren Beamten ist bereits sieben Jahre in

Singapore; ihre Bezahlung ist ziemlich schlecht, steigt jedoch mit den Jahren. Nach etwa 10—12 Jahren werden sie Compagnons, verdienen mehr Geld, heirathen und kehren meist mit gebrochener Gesundheit nach weiteren fünf Jahren nach Hause zurück. Aber das Leben ist gut, die Bezahlung denn doch besser als in Europa und die Arbeit eigentlich nur zweimal in der Woche, an den Posttagen, anstrengender.

Das Nachtleben auf der Verändah mit den Schlinggewächsen war reizend; die Lampen erhellten den Salon und die Blätter an den üppig bekränzten Säulenschaften; in Ruhe lag die Natur, erschöpft von des Tages Gluthen, dunkel verhüllt in ihrem Nachtschleier vor uns; aber zwischen den Falten ihres Gewandes blitzten aus dichtem Laube zuweilen kleine Lichter hervor, von Menschenwohnungen erzählend; auch glänzende Feuerfliegen huschten zwischen den Zweigen und man hörte das Gezirpe der Cicaden oder auch bisweilen einen fernen Ruf, der verschwimmend im leisen Rauschen der breitstämmigen Gartenbäume, wie der Gesang eines Vogels oder das Gekreische eines Waldthieres über den Hügel herauf an unser Ohr schlug. Ein tiefes Aufathmen möchte der Uneingeweihte dieses dunkle, in seiner Pracht dennoch unbestimmte Bild nennen: ein tiefes Aufathmen der erdrückten Natur, welche nun von der Bleilast der Sonnenstrahlen befreit ist.

Launiges Gelächter unterbrach diese Stimmung; Conighi musste sich Schnupftücher ausleihen, denn sein Niessen wollte nicht enden; ein „tropischer Schnupfen“ hatte seine Sinne dermassen gefesselt und der Anfall kam so acut, dass er kaum mehr an der Conversation Theil nehmen konnte.

In diesem Garten wuchs fast noch mehr Nützlichendes als bei Whampoä (oder Hoa-kee); ich sah Mangostin-Bäume, deren

Früchte das schmackhafte rosenrothe Fleisch in bescheidenster Hülle zur Erquickung bieten; man nennt diese Obstgattung „das Veilchen unter den Früchten“. Es wächst zwischen den 8° N. B. und 8° S. B. nur im malayischen Archipel; ferner Ananas (die besten findet man hier), Tapióca, Sago, Tabak, Baumwolle, zahllose Palmengattungen und tausenderlei Anderes, das mir entfallen ist; auch eine kleine Gattung von Orangen kömmt hier vor.

Auf „Lady hill“ befindet man sich in einer Höhe von 90—100 Schuh über der Stadt; 2—3° F. bilden den ganzen Temperatursunterschied zwischen Sommer und Winter in Singapore.

Dr. Scherzer, Ransonnet, Hengelmüller (Legations-Secretär zu Washington) sind hier wohlbekannte Leute; man sprach auch von der „Novara“ und der „Ostasiatischen Expedition“, dem Besuche der „Fasana“ (eines österreichischen Kriegsschiffes), ferner über die Handelsinteressen Oesterreichs, über Sociales und die Conversation gipfelte sich endlich in einer Art von „Weltklatsch“, welcher Asien, Europa und Amerika betraf. Dieser wird in hohem Style und auf grosse Distanzen betrieben; er beschränkt sich hier nicht auf Strassen und Städtchen, wie der gewöhnliche Stadtklatsch, er berührt ganze Welttheile; man klatscht in Singapore über Penáng, die Colonien in China und Japan in ihrer Gesammtheit und man weiss auf eine Entfernung von 2000 Seemeilen oft besser Auskunft über Seinesgleichen, als ein Pariser Mansardenbewohner über die Salons im ersten Stocke des Hauses, unter dessen Dache er lebt.

Es fällt mir auf, dass der lange in den Colonien lebende Europäer, gegenüber dem frisch Angekommenen, etwas Linkisches, Schüchternes habe; sein Gespräch ist einseitig, weil

sein Leben materiell ist und das ganze Wesen zeigt Befangenheit.

Die Tafel war vorzüglich; leider muss man trotz des Klima's bei solchen Gelegenheiten aus Artigkeit viel zutrinken; nur sehr alkoholhaltige Weine können das Klima vertragen, und ihr Genuss schadet entschieden dem Neuling in diesen Breiten; „hüten Sie sich vor englischen Dinern, es liegt darin eine nicht zu verachtende Gefahr für die Gesundheit in den Tropen“, sagte schon Prof. S. in Wien, welcher mehrere Jahre in solchen Klimaten zugebracht hatte. Ich dehne diesen Ausspruch auf die deutsche Tafel aus; ich vertrug allein nur die Kost und den leichten „petit vin de Bordeaux“ an Bord der französischen Postdampfer gut und ich betrachtete den jedesmaligen Aufenthalt daselbst als eine Kur, denn bereits nach zwei Tagen wurde ich wohler.

Der Engländer hat die Unsitte, bei solchen festlichen Gelegenheiten immer den schwarzen Frack zu tragen; der Britte von besonderer Distinction thut es jedoch des Sonntags nicht: Er nimmt den Gehrock an diesem Tage, um sich von dem festlich gekleideten „working people“ zu unterscheiden, das sich nur am Sonntage schmückt; wie lächerlich ist doch der Mensch in seinem Kastengeiste und seiner Selbstüberhebung, sowie in dem Bestreben, die Kleidung als äusseres Zeichen des Unterschiedes der Lebensstellungen gelten lassen zu wollen!

Die Heimfahrt war höchst angenehm und „Lady hill“ werde ich nicht so bald vergessen mit seiner biedereren und aufrichtigen deutsch-schweizerischen Gastfreundschaft in Wort und That, die der Steifheit des langweiligen Engländers so wohlthuend gegenübersteht. Nun, beim flackernden Gaslichte,

in der dumpfen, bewegungslosen Luft des Zimmers, bei offenen Thüren und Fenstern, umgaukeln mich die Hyänen der Luft, „die Mosquitos“. Ich notire Gesagtes und wundere mich nur darüber, dass man allgemein behauptet, Singapore's Bedeutung als eine Handelsniederlassung nehme ab, wie auch die europäische Einwohnerzahl; die Concurrenz Saigon's und anderer neuer Colonien sei nicht zu unterschätzen!

Am 19. Jänner. Die malayischen Schiffe, welche auf der Rhede unmittelbar vor der Esplanade verankert sind, erscheinen mir praktischer gebaut, als die chinesischen „Djunken“, und heissen „Praus“.

Ein Leipziger, Capitän an Bord eines Bremerschiffes, ein recht heiterer Biedermann, welcher es hier „nicht heisser“ findet „als in Sachsen“, Kurz aus Saigón und Conighi bilden auch heute unsere Gesellschaft.

Nach dem Tiffin reisten Bacon und Bigelow nach Siam ab; mit ihnen zugleich ein Wirth (Deutscher) aus Bangkok. Er hat sich aus seiner Heimat Hannover soeben eine junge hübsche Frau mitgebracht, deren gesunde Wangen sonderbar von den bleichen Gesichtern der übrigen Europäerinnen abstechen; aber Rosenwangen sind nicht lange Mode in den Tropen. Ihr Gatte hält auch einen kleinen Dampfer, mit welchem er die Passagiere stromaufwärts zu seinem Hôtel bringt, da der „Meinam“ für tiefgehende Seeschiffe nicht zu befahren ist.

Ein Telegramm aus Ceylon ermächtigte die „Mercantilebank“ zur Zahlung des im „draft“ (Tratte) mir bestimmten Geldes, und somit wären alle Schwierigkeiten überstanden; ich athme auf.

Die Folgen des Rüttelns im Wagen, wohl auch in Verbindung mit den Einwirkungen des gestrigen ungewohnten,

wenn auch mässigen Weingenusses auf „Lady hill“, brachten mich in einen solchen Zustand der Schwäche, dass ich einer Ohnmacht nahe war. Dieser Zustand wird mir auch sofort durch den Process der Blutverdünnung in diesem Klima erklärt, und wer ihm ausgesetzt ist, soll selbst den geringsten Genuss geistiger Getränke vermeiden. In diesen Breiten ist die Gesundheit kein Kinderspielzeug.

Später sprachen wir mit einem Triester Schiffscapitän, einem der wenigen, welche Singapore in diesem Jahre besuchten. Er ergötzte sehr durch seine kaustische Art zu erzählen. Er ist Dalmatiner, hat Kohlen aus England um's Cap der guten Hoffnung gebracht, welche er sofort verkaufte und will Reis in Rangoon laden. Da mag er sein Schiff tüchtig scheuern, damit der Reis nicht schwarz von Kohlenresten werde.

Ein neuer Dampfer war angekommen und brachte neue Gesichter zu Tisch. Zu meinem Staunen erzählt mir K., dass er nicht älter sei als ich; er ist dermassen vom Klima unterminirt, dass ihn Jedermann für 38—40 Jahre alt gehalten hätte.

Die gefährlichsten Leiden sind hier Dyssenterie und Leberleiden, von dem er auch ergriffen ist, und in China im Winter die Pocken, vor welchen er uns sehr warnt; Cholera herrscht stets unter den Eingebornen in Singapore; aber die Sonnenstiche sollen hier auffallend selten sein.

Von Singapore nach Saigon.

Inhalt. „All tickets ready“ bis Shanghai. — Holländische Soldaten für Atchin bestimmt. — Der „Iraouaddy“, der grösste Dampfer der M. M. — Wiedersehen mit den Officieren des „Tigre“. — Ungesunder Klimawechsel an Bord dieser Dampfer. — Consul Garnier aus Siam. — Empfangsfeierlichkeiten für die englische Escadre. — Mr. Jeffreys. — Sartorius. — Ein spanischer Oberst aus Manila. — Die Japaner: Tákeno Outhi und Kóndo. — Das süd-chinesische Meer oder „Nan-Hai“. — Vorzüge des „Iraouaddy“. — Der gichtkranke Capitán. — Drei Capuziner. — Pulo Condore und seine vulkanische Bildung (Strafcolonie der Franzosen). — Cochinchina's Küste bei Cap S. James (S. Jacques). — Im Stromsysteme des Cambodge; der Donay. — Saigon.

Dienstag den 20. Jänner waren alle Geschäfte in Ordnung bis Shanghai. Ich war zu unwohl, um auf „Lady hill“ Besuch zu machen; mein Reisegefährte that es für mich. Des Abends wurde noch eine treffliche Tour auf einen Aussichtspunkt zunächst Singapore für den nächsten Tag verabredet, das Frühstück bestellt, ein Palankinwagen beordert und das ganze Thema des Abendgespräches bildeten heute die Stiergefechte in Spanien, welche auch auf den Philippinen geübt werden sollen.

Aber welche Enttäuschung! Der Kutscher hatte, als ich Früh 7 Uhr erwachte, Angesichts des geringen ausbedungenen Preises, unsere Partie im Stiche gelassen und nach Sonnenaufgang war es zu spät geworden. So scheitern oft Projecte

an dem Ausbleiben irgend eines kleinen, aber doch nothwendigen Umstandes. Wir hatten uns gefreut, Sago- und Arekapalmen-, sowie Muscatnuss-Pflanzungen im Innern der Insel zu sehen; auch Guttapercha soll vorzüglich gedeihen. Noch eine zweite Enttäuschung erwartete uns späterhin, denn die französische Flagge auf der Signalstange bedeutete leider nur das Einlaufen des kleinen M. M. Schiffes „Neva“ aus Batavia.

Holländisches Militär, diesmal ein Transport von 300 Mann, traf heute auf seinem Wege von Java nach Atehin hier ein; die Armen trugen alle schwere Tuchröcke (auf 1^o 17' n. B.). Es ist mir unbegreiflich, dass die holländische Regierung ihre Soldaten in solchen Uniformen in den Krieg schickt. Die Officiere schrieben Briefe nach Europa, spielten Billard und einige jüngere Lieutenants machten sehr betrubte Gesichter. Ein Militärarzt sprach mit den Kameraden französisch; er scheint mir ein Süddeutscher zu sein. Sie haben die Wahl zwischen dem mörderischen Klima, dem verrätherischen Guerillakrieg und der Cholera. Unseren Ausflug nach Java geben wir hauptsächlich, trotz der zuvorkommendsten Einladungen, wegen der gleichen Epidemie auf.

Der 22. Jänner begann wiederum mit dem Racheruf und Machtspruch des Consul Conighi „Sais! djéllah disinnij!“ Der alte Herr ist in seinem Leben viel gereist und hat so Manches erlebt. Eine Reise im Auftrage der Regierung machte er als 20—30jähriger junger Mann nach Abessynien, Indien und China, in den vierziger Jahren; damals sah man eine solche Tour für eine Heldenthat an; er fuhr in einer arabischen Barke durch das rothe Meer, musste das Trinkwasser durch ein Tuch fließen lassen, um es gesund zu machen und war

gezwungen, das Sonnenzelt bei der wahnsinnigen Hitze be-
giessen zu lassen.

Heute endlich erlöste uns der 3500tonnige Dampfer unserer
Sehnsucht und lustig flattert die französische Flagge von der
hohen Signalstange. Noch eine heisse Station, Saigón, und Alles
ist überstanden.

Es ist ein Festtag an der table d'hôte. Der Admiral,
welcher die englische Escadre commandirt, ist auch zugegen.
Der Abschied von Conighi war der von einem väterlichen
Freunde; wir hatten uns in dieser kurzen Zeit sehr lieb
gewonnen.

Ich kaufte mir zur Erinnerung einige von den trefflichen
Stöckchen aus Malakkarohr.

Am 23. Früh verliessen wir das Hôtel, das südlichst
gelegene der ganzen Reise. Aber wir mussten noch lange
warten, bis Herr Becker, der Wirth, unser Geld aus seinem
„iron safe“ (coffre fort) gebracht hatte; ich liess ihn dreimal
wecken, er hatte jedoch ein Gelage im Kopfe; indessen war
unser Gepäck auf einem Lohnkarren vorausgeschickt worden.
Ein flinker, junger Deutscher besorgte uns in der gefälligsten
Weise während unseres Aufenthaltes so Manches; er war in
Batavia erkrankt und durch vorgespiegelte Goldberge den Er-
zählern nachgefolgt und in Singapore geblieben, ohne jedoch
eine gute Anstellung erwerben zu können und macht nun den
Cicerone im Hôtel.

Mit freundlicheren Augen, als bei der Ankunft besahen
wir die Landschaft auf dem Wege zur „wharf“; es gieng an
Hindootempeln vortüber, welche friedlich neben chinesischen
Pagoden und mohammedanischen Moscheen liegend, beweisen,
dass auch hier Religionsfreiheit vorherrsche. Auf dem ganzen

Wege standen „Peons“ (eingeborne Polizeidiener). Zunächst den chinesischen Gräbern mit ihrer Omegaform (Ω) gelangten wir bald in das Dickicht, welches zu beiden Seiten der Strasse im Sumpfe wuchert, und, links abbiegend, zu der Dampferstation.

Dicht bei der englischen „wharf“ liegt die der M. M. Zu unserer Freude bemerkten wir neben dem Colosse, welcher uns nach China führen sollte, unsere alte Wohnung vom 15. November bis 2. December 1873 (Port Said bis Ceylon), auf dem Heimwege nach Europa: den Dampfer „Tigre“; die Strömung hob und senkte diese beiden Fahrzeuge ziemlich fühlbar. Wir feierten eine Scene des Wiedersehens mit dem Doctor und einigen Officieren desselben; sie hatten in Shanghai — 10° C. Kälte gehabt, kühle Temperatur in Hongkóng und $+30^{\circ}$ C. in Saigon, sowie hier beiläufig $+35^{\circ}$ C. im Schatten; das macht innerhalb 14 Tagen einen Wechsel von wenigstens 38° C. oder etwa 32° R.! Dieser Wechsel ist auch für die Officiere das gefährlichste Element auf den indo-chinesischen Postfahrten, besonders jetzt, da sie bald hinter Aden bereits wieder den Winter antreffen. Innerhalb drei Monaten, welche Zeit zur Hin- und Rückreise zwischen Marseille und Shanghai verwendet wird, verliessen sie den eisteren Hafen bei Herbstwetter, erreichten in Aden Sommerhitze, in Ceylon Tropengluth, fanden in Hongkóng leichten Winter, in Shanghai extreme Kälte und auf der Rückfahrt, wie erwähnt, bereits in Saigon ausserordentliche Wärme, verlassen in Aden die Hitze, erreichen in Port Said wieder die Kälte und treffen im Herzen des Winters, im Februar, zu Marseille ein; darum hatte auch der erste Officier des „Tigre“ im Norden China's eine Lungenentzündung davon getragen.

Unser „Iraouaddy“ hat 3500 Tons, ist in der Mitte des Decks 19 Schritte breit, wurde aber leider mit einer zu schwachen Maschine versehen, welche nominell 600 Pferdekräfte haben soll. Unser Zimmer-Nachbar aus dem Hôtel, Mr. Garnier, französischer Consul zu Bangkok in Siam, welcher Messoúd Bey und seine Gattin aus Bagdad kennt und Mr. Jeffreys reisen ebenfalls mit diesem Schiffe bis Saigon, ebenso der Telegrafbeamte Gott, welcher in Penang mit uns zusammengetroffen war. Mr. Garnier hat grosse Reisen gemacht und ist ein leidenschaftlicher Nimrod; er erzählt von den Schlauchflüssen auf dem Euphrat, den Wildschweinjagden in Mesopotamien, von Abessynien, Madagaskar und der Insel Maurice (Mauritius); er trägt eine drollige Anekdote von einem Irländer vor, welcher, um nicht ausgeraubt zu werden und dadurch sich ungewohnten Entbehrungen auszusetzen, in Madagaskar barfuss zu reisen pflegte, der aber, als er vernahm, dass ein Anderer es noch weiter gebracht habe, indem derselbe sogar auf den Felsen barfuss lief, zwar beschämt, aber sehnstüchtig nach des Letzteren Bekanntschaft verlangte; die Geschichte von Diogenes' Becher, welchen er wegwarf, als ein Knabe in seiner Gegenwart aus der hohlen Hand trank, ist wohl auf gleicher Idee gegründet.

Mehrere Franzosen, deren einer, Mr. F., sehr blumenreich über Japan erzählt, ferner ein Deutscher, Herr Sartorius aus Manila, Apotheker, welcher eben seine Vaterstadt Augsburg besucht hatte und früher mit Herrn Reymann associirt und mit Elzingue bekannt war, dann ein französischer Ingenieur mit Familie, welcher am Fieber leidet und aus Maurice kommt, ein spanischer Oberst von Manila und einige Japaner bilden die Tischgesellschaft erster Classe. Zwei englische

Damen reisen nach Shanghai, die ältere führt ihrem Sohne in der Gestalt der jüngeren eine sorgfältig colorirte Gattin zu; „timeo Danaos et dona ferentes“, du armer, armer Mann!

Unter den Japanern sind zwei Typen von Interesse: Takéno Outhi, ein kleines, dickes, japanisches Nussknackerkarrikatürchen, welcher als ewig lächelndes Mitglied der Wiener Ausstellungs-Commission uns aus dem „Triester Restaurant“ bekannt ist; dann Kóndo, Attaché der Gesandtschaft in Berlin, welcher, als Schüler des Dr. Wagner in Yeddo, die deutsche Sprache ganz fertig spricht.

Bei der Ausfahrt gehen wir erst mit der Strömung aus der Enge gegen Süden heraus, dann drehen wir und nochmals ziehen die reizenden Bilder dieser Inselstrasse an uns vorbei. An der englischen „wharf“ liegt das österreichische Schiff mit Kohlen für die P. & O. line und bald erreichen wir das Geschwader, welches festlich geschmückt, soeben Kanonen löst; am Ufer empfängt man in diesem Augenblicke feierlich den Admiral. Die Forts antworten mit Salutschüssen, eine dichtgedrängte Masse von Menschen, Sonnenschirmen und Booten ist am Ufer erkennbar, und so stimmt die Scenerie der Ausfahrt ganz zu unseren festlichen Gefühlen, die wir bei dem Verlassen des südlichsten Punktes unserer Reise hegen. Ich hatte mir, durch das viele Gehen, und weil ich den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, eine leichte Kopfnervenaffection zugezogen, welche mich zu totaler Ruhe zwang. Unter leidlichen „coups de mer“ rollen wir hinaus in das böse, missgünstige, gefährliche, in das südchinesische Meer.



Am 24. Jänner wurde die See schwerer „ma pur non si muove“: il famoso „Iraouaddy“! Lectüre und ein treffliches Clavier bringen die Zeit bis Mittag hin; in Reih' und Glied stehen die Strohbettstühle an Deck.

Die Vorzüge unseres Schiffes sind 1. seine bedeutende Grösse, 2. eine Rauchcabine, 3. feinste Pariser Küche und 4. die Stetigkeit bei Kopfwind und gutes „tangage“, durch seine bedeutende Länge leicht erträglich.

Unser Capitän ist gichtleidend, bleibt jedoch im Dienste um seine zahlreiche Familie zu ernähren. Wenn ihn sein Uebel auch an die Cabine fesselt, so lässt er sich dennoch bei jeder Ein- und Ausfahrt auf den „Officierspont“ tragen und soll ein sehr guter Seemann sein. Er erhält jedesmal das neueste Commando, so oft die M. M. ein Schiff von Stapel lassen. Man erzählt mir, dass die Spanier und Holländer, welche nebst dem französischen Gouvernement den M. M. Subsidien für die Beförderung von Postbeuteln und Regierungsdepeschen zahlten, damals dafür verlangt hätten, dass jedes Schiff einen Exkriegsmarine-Officier („Lieutenant de vaisseau“) zum Commandanten habe; die Spanier sollen jetzt eigene Schiffe nach Manila schicken. Von der holländischen Linie nach Java, welche sich nur alte englische Schiffe kauft, hört man nichts Gutes, und die meisten Holländer ziehen die M. M. vor. Augenblicklich ist eine todte Saison. Die Zeit der Reise nach den Tropen ist bald vorüber und die Saison der Heimreise nach Europa hat noch nicht begonnen. Die Plätze unseres Dampfers sind aber für die Rückfahrt bereits alle genommen. Es ist seine dritte Reise seit März 1873, in welchem Monate er zu la Ciudad auf den Messageries-

Werften nächst Marseille getauft wurde; sein Anblick ist imposant; während die Maschinen anderer Dampfer einen dünnen Wasserstrahl an der Flanke bei der Arbeit auswerfen, stürzen auf der Steuerbordseite unseres Giganten zwei Wasserfälle herab und die verdrängte Wassermasse bleibt länger in Erregung, als ich es bei dem Laufe irgend eines anderen Schiffes bemerkt hatte.

Sonntag, den 25. Jänner, hielten drei Capuziner-Missionäre, von denen Einer ein Belgier ist, in dem Rauchzimmer bei improvisirtem Altare einen katholischen Gottesdienst ab, welchem der französische Consul beiwohnte.

Bei den erfrischenden Bädern finde ich nur einen Nachtheil, dass Seewasser, in der Wanne gebraucht, zu sehr aufregt, und ich bemerkte als Folge dieser Erfrischung ein Intermittiren des Herzschlages. Um 12 Uhr hatten wir bereits $7^{\circ} 51'$ n. B., $105^{\circ} 54'$ ö. L. (von Paris) erreicht, seit Singapore 437 Meilen durchlaufen und noch 200 bis Saigon zu machen. $\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags erschienen über dem Horizonte die Spitzen von „Pulo Condore“ und nach Tisch fuhren wir knapp daran vortüber. Auf einer der Inseln dieses Systems soll eine Strafcolonie für Saigon sein und augenblicklich dürften dahin die gefangenen Annamiten geschickt werden.

Morgen Früh erreichen wir also die Küste von Cochinchina. Bei Sonnenuntergang boten die hohen Bergzacken „Pulo Condore's“, von Wolken überthürmt, ein farbenreiches Bild; um den Felsen toste ein grosser Schwall der zurückgeschleuderten Wogen; ein ganz weisser Fels stand kreideartig nicht weit davon entfernt aus dem Wasser heraus. Schwer brechen sich die runden Hohlwellen an den steilen

Riffen zu Schaum; das Ganze ist vulcanische Bildung und man kann die Kraterform in der Disposition der Insel genau unterscheiden; nach der Aeusserung des Architekten soll die Insel Réunion im indischen Ocean ganz ähnlich gebildet sein.

Wir sehen Cap S. Jacques am 25. Morgens; wir rollen, stoppen vor der Flussmündung und erwarten den Piloten. Starke Flussströmung geht gegen uns; die Einfahrt soll nach Garnier's Erzählung jener des Meinâm bei Bangkok sehr ähnlich sein.

Saigón (Dja-diñ-thañ), Cochinchina.

Inhalt. Die Flussbarre. — Der Architect von Bourbon über Angkoor. — Leiden der Garnison. — Handel und Landbau. — Französische Prunksucht. — Miasmen. — Saigönhüte. — Letzte Hitze. — Bevölkerung. — Der „*Fénélon*“. — Communds und Petroleusen. — Krankheiten. — Die Racheexpedition nach Tonking. — Eine chinesische Balgerei. — Nochmals Jeffreys. — Eine cochinchinesische Schönheit. — Fünf Sprachen in einer halben Stunde. — Neue Passagiere. — Ausfahrt. — „*Très-beaucoup bon*“ und des Colonels „*Lorito*“. — Hohle See an der cochinchinesischen Küste. — Nordcurs und wachsende Kühle. — Ueber Nordost-Monsoon und Teifúns (Cyclone). — Eine Wasserhose. — Reminiscenzen aus Saigón. — Deckpassagiere. — Die ersten Djunken. — Temperaturwechsel. — Stürmische Nacht. — Vor Hongkong.

Am Fusse des Hügels, an welchem Cap S. James liegt, befindet sich eine Telegrafestation und oben steht ein Leuchthurm; die stationirten Beamten meiden Abends das Ausgehen wegen der Tiegergefahr; es gilt dieser isolirte Felsen als klimatischer Curort für Kranke aus Saigón.

In den Büschen auf rothem Erdreiche, die das immer enger werdende Flussbett begrenzen und eben von der Sonne glänzend beleuchtet werden, sollen viele reissende Thiere vorkommen, als: Krokodile, Tiger etc. Leider sahen wir weder von diesen, noch von den vielfach versprochenen Affen und Papageien längs des Ufers auch nur ein einziges Exemplar. Das ganze Buschwerk sieht während der Ebbe wie auf

Spinnenfüsse gestellt, aus, da der Boden unter den Wurzeln vom Wasser unterhöhlt ist und diese in Folge dessen isolirt dastehen. Meilenweit verpesteten die Sümpfe die uns umgebende Atmosphäre.

Man glaubt sich in einer endlosen Fläche, aber gegen Nordost treten alsbald bläuliche Bergzüge hervor.

Ein Architekt aus Réunion (Bourbon) behauptet, dass die Ruinen von Angkooor aus der Zeit der Semiramis stammen; Consul Garnier, welcher lange Zeit die Gelegenheit hatte, Babylon zu studieren, entkräftete diese Behauptung mit schlagenden Beweisen, während wir den Donay aufwärts dampften.

In der Colonie Saigon, die noch viel zu wenig bebaut ist, deren Hauptertragniss bis jetzt Reis bildet, sind Dysenterie, Fieber und besonders Anämie (Blutarmuth) vorherrschend. Wenige entgehen dem Klima; die Garnison bleibt nur zwei Jahre und ist dann decimirt; die ersten drei Tage zur See, wenn ein Militär-Transport nach der Heimat abgeht, sind Sterbetage; wer den vierten überlebt, ist meist durch die Seeluft gerettet.

Ein Ausflug nach Cambodje wäre freilich landschaftlich lohnender. Die schöne gelbe Farbe, welche hauptsächlich von englischen Malern so häufig angewendet wird, verdankt ihren Namen dieser Gegend („Gambodge“).

Was den Handel betrifft, so ist Saigon eigentlich keine französische Colonie, denn fast der ganze Import und Export ist in Händen der Deutschen, Engländer und Schweizer!! Nur 2—3 Pflanzler befinden sich im Innern, ausserhalb des nächsten Umkreises der Stadt; die französischen Handelshäuser sind zu zählen.

Während des Krieges 1870/71 wurden alle Deutschen, ja selbst deutsche Schweizer, theils entfernt, theils moralisch

genöthigt die Colonie zu verlassen; die wenigen Zurückbleibenden trugen daher die ganze Geschäftslast auf ihren Schultern; ein Opfer dieser Epoche ist auch Herr Kurz, welcher die Arbeit für sich und noch zwei Andere allein zu tragen hatte.

Die Verschwendung der Regierung ist unbegreiflich; 5 bis 7 Millionen Francs wurden allein auf das prachtvolle Gouvernements-Gebäude ausgegeben, das bis heute noch nicht vollendet ist.

Arbeiten zur Reinigung der Luft und zur Cultivirung des Bodens werden hier noch Tausende von Menschenleben kosten, denn in diesem Erdreiche zu wühlen ist so gefährlich, wie der Stich in ein Wespennest; nur leicht schlummern die Krankheiten unter der Bodenoberfläche; stört man die Miasmen auf, dann mag Jeder zusehen, wie er sich hütet.

Obwohl der Fluss gut schiffbar ist, wofür der Eintritt unseres Riesenschiffes allein schon den besten Beweis liefert, ist dennoch der Verkehr gering.

Cochinchina! Was hatte ich bisher davon gelernt und darüber gelesen? Die Meisten wissen nicht mehr davon, als dass es grosse Hühner dort giebt und nun, bei 7000 Seemeilen von der Heimath entfernt, habe ich das Glück mit eigenen Augen in das Herz dieses Landes einzudringen. Die Landschaft ähnelt mit ihren Reisfeldern und Strohhütten, wie mein Reisegefährte trefflich bemerkt, der Po-Ebene; ausserdem schmückten Bananenpflanzungen die farbenreiche Fläche.

Endlich, 9 Uhr Fröh, als die Morgenkühle längst der brennenden Sonnenhitze gewichen war, traten die Häuser Saigon's und die Mastspitzen der davor verankerten Schiffe heraus; während des Frühstücks wird an Bord der Postschuss gelöst

und bald gleiten wir zwischen das rege Hafenleben. Hier endlich lächelt uns das Glück und wir sehen die ersten! weissen Kakadu's sich in den Büschen schaukeln.

Als bald erkennen wir das gelbe Hôtel de Ville und die Flaggen an der hohen weissen Signalstange; auch alle Consulatsfahnen sind gehisst und begrüßen wie ein Ereigniss diese Unterbrechung des Alltagslebens der Colonie. Wenige Schiffe liegen vor der Stadt und die sind meistens Fahrzeuge der Eingebornen. Hier sieht man schon nach chinesischer Sitte weibliche Ruderknechte, zumeist in den kleineren Booten, deren Spitzen einen Fischkopf mit grossen bemalten Augen darstellen.

Die wenigen europäischen Schiffe, welche vor Anker liegen, sind theils englische, theils französische.

Der Reflex, der Glanz der Sonne, die Durchsichtigkeit der lichterfüllten Atmosphäre sind Dinge, welche mir hier zum Abschied bedeutend erträglicher erscheinen, als inmitten tropischer Extravaganzen.

Als unser Seil an den Büschen in dem Vorgarten des palastähnlichen Gebäudes, welches den M. M. gehört, befestigt war, ruderten um die Ecke zahllose kleine Fahrzeuge. Abgelebte Gestalten weiss gekleideter Europäer betraten das Deck; bei Civil und Militär trägt man in gleicher Weise den Saigohut; er besteht aus einem Lederbande, welches sich enge an den Kopf anschliesst, darauf gespreizt sitzt der luftefüllte, blaugefüllte Hut, welcher mit weisser Leinwand aussen überzogen ist, die man wechseln und waschen lassen kann.

Die meisten Gesichter der Europäer erscheinen blutleer. Einige Personen erster Classe verlassen uns, so: Garnier, der Architekt von Réunion mit seiner Familie und einige Andere.

Letzterer erscheint des Nachmittags wieder, erschöpft und übelgelaunt, da er für die nächste Nacht keine Unterkunft gefunden hatte. Auch er bestätigt mir, dass das fabelhafte Gerücht, der Mond habe auf den Schlafenden eine ähnliche Einwirkung in den Tropen, wie die Sonne, nur mit dem Unterschiede, dass er statt Tollheit, Blödsinn erzeuge, begründet sei.

Der ganze äusserliche Anblick der Coloniestadt bietet ein reges, echt französisches Bild; leichte Nordbrise fächelt unseren Stirnen zu und bewegt die Zweige des Gartens der Messageries Maritimes, deren Gebäude im chinesischen Style recht imposant-palastartig aussehen. Gallische Nettigkeit fühlt man überall heraus; und wenn auch flach, so hat die Landschaft doch unlängbar interessante Gruppen von Pflanzen, weil hier bereits der Norden dem Süden begegnet.

Als wir acht Glockenschläge hörten (12 Uhr), war denn doch die Hitze sehr lästig geworden und ich musste mit Aufschreibungen und Zeichnen ruhig sitzend die Zeit verbringen. Mir fällt bei einer Musterung des Hafens vor Allem ein, in Ruhestand versetztes und zu Friedenszwecken im Flusse verankertes, grau angestrichenes Kriegsschiff auf, welches um Mittag einen Schuss abgibt; ferner der „Fénélon“ („navire mixte“, d. h. halb Segel- halb Dampfschiff); er kömmt eben von Neu-Caledonien, der französischen Strafcolonie, wohin er Mädchen aus Frankreich, welche die französische Regierung dotirte, gebracht hatte. Diese mussten sich jedoch entschliessen, ihre Mitgift als Gattinnen der Deportirten zu verzehren, also mit Communards Familien gründen!*) Die Officiere unseres

*) Bald darnach entfloh daselbst Rochefort auf unbegreifliche Art, gieng über Australien nach Amerika und von da nach Belgien und der Schweiz.

Dampfers witzelten darüber, indem sie sagten: „C'est le navire de nocces qui a apporté les femmes pétroleuses, qui vont épouser des communards, à la Nouvelle Calédonie.“ Von denselben Officieren habe ich noch Folgendes: „Man sei uneinig, ob der Fluss bei Saigon Donay, Meekong oder Cambodje heisse!“ Dieser Ausspruch macht mich staunen: Officiere, welche den regelmässigen Postdienst nach der Colonie haben, des Jahres sechsmal hier anlegen und die das Flösschen nicht kennen, in welchem sie aufwärts fahren, das sie kurzweg „la rivière de Saigón“ nennen, können nur wenig Vertrauen einflössen! Es sind nicht Alle so ungebildet bei dieser Linie.

Mein Reisegefährte malt an einer netten kleinen Landschaft in Aquarell, welche den Charakter der Gegend trefflich wiedergibt. Nach Mittag erreichte die Wärme eine Höhe von 84—86° F. im Schatten, aber die Brise erhebt sich wieder.

Zunächst der Stadt ist die Vegetation der europäischen an Farbe und Gruppierung gar nicht unähnlich; Palmen erscheinen schon in viel schwächeren Exemplaren. Saigon liegt etwa auf 11° n. B., südlicher als Bombay und so nördlich wie Pondichéry.

Um das Thermometer zu beobachten, musste ich etwa 15—20 Schritte durch die Sonne machen, dort, wo wegen des Ein- und Ausladens von Waaren das Sonnenzelt zurückgeschlagen war; nur mit der indischen leichten Kappe bedeckt, aber rasch laufend, das Taschentuch als Schutz gegen die Strahlen über den Kopf gehalten, schwitzte ich auf diesem kurzen Wege hin und zurück sehr heftig; sehr bald fiel auch die Brise ganz. Hierauf kam ein Moment, in dem man nicht wusste, wie man sitzen, wo man stehen, wohin man sich verkriechen sollte; das Blut stieg zu Kopfe, die Augen erhitzen

sich, man lechzte, war unfähig zu jeder Thätigkeit und hatte nur den einen Gedanken: Nachtkühle, Sonnenuntergang und Erholung. Dies war die letzte Probe, auf die meine Nerven durch die Tropen zum Abschiede in verstärktem Masse gestellt werden sollten; aber bald fiel das Thermometer wieder und die Conversation wurde lebhafter.

Saigon's Bevölkerung besteht aus Chinesen, Annamiten, Indiern, Malayen, Siamesen und vielen anderen Elementen, welche sich alle in den Haaren liegen, beziehungsweise in den Zöpfen. Der allgemeine Uebelstand China's, dass auf 7 Weiber nur je ein Mann zu rechnen ist, wirkt auch hier. Bei der Fruchtbarkeit der Frauen ist ein dauerndes Ueberwiegen der weiblichen Bewohnerzahl nicht zu vermeiden.

Einen eckelhaften Ausdruck des Nationalhasses sahen wir hier bei einem Zweikampfe, welcher sich zunächst dem Dampfer abspielte. Keiner wollte interveniren und, eher angespornt, als abgehalten, gaben die beiden Ringer, der Eine den chinesischen Zopf, der Andere die Nase und den Hals des Gegners nicht eher frei, bis dieser blaugewürgt und jener mit blutigem Haupte und halbausgerissenem Zopfe den Kampfplatz verliess.

Hauptsächlich erst in den letzten fünf Jahren ist diese europäische Colonie in Blüthe gekommen; vor 10¹/₂ Jahren wurde sie gegründet und sie hatte damals im Jahre 1863 kein einziges europäisches Haus aufzuweisen. In jenen Zeiten sollen die Krankheiten, besonders die Sonnenstiche noch häufiger zu finden gewesen sein.

Ein Deutscher, welcher das Schiff besucht, nennt mir 10.000 Einwohner, wovon etwa 1200 (?) Europäer, von diesen wieder 20 Deutsche. Saigon hat nur 2 Monate Winter und da

in der Nordostbrise Nachmittags um 2 Uhr meist 26° C. Von Früh bis Mittag sei ein „Increase“ (Anwachsen) von 18° bis zu ca. 26° C. im Schatten also um 8° zu constatiren.

Die Hauptgebäude sind das Gouvernements-Haus (im Tuilerienstyle), der französische Club, das Arsenal, welches grossartig angelegt ist, obwohl man das Geld auf nützlichere Art für fehlende Brücken und Quais hätte verwenden können. Alle Häuser haben helle Farben und rothe Dächer. Die Franzosen, nicht zu Colonisten geboren (erzählt mein Deutscher weiter), pflanzen hier nur wenig; auch müssen sie selbst eingestehen, dass ihnen in kurzer Zeit das Heft des Handels durch Deutsche, Engländer und Schweizer gänzlich aus der Hand gerungen sein wird.

Nur in der Regenzeit ist es möglich, die Ruinen von Angkooor zu Wasser zu besuchen, aber dann ist die Reise sehr ungesund und viel zu anstrengend für mich.

Augenblicklich befindet sich die Expedition zur Rache an Tonking wegen Garnier's und seiner Genossen Ermordung etwa auf 18° n. B. An diesen Unglücklichen waren alle möglichen Gräuel begangen worden, wie: Bauchaufschlitzen, Gliederabschneiden und Kopfkürzen.

Gehen wir auf ein anmuthigeres Bild über, das ich hier noch als Ausschmückung beifüge: In einem leichten, schaukelnden Boote liegt unter dem fassartig gewölbten Dache, durch den andauernden Lärm und das Zanken der Bootsleute nicht zu erwecken, ein schlafendes Chinesenmädchen, eine seltene Erscheinung ihrer Race, denn sie ist, selbst nach europäischen Begriffen, schön. Das blauschwarze Rabenhaar schmiegt sich in langen Flechten um das gelbliche Gesicht und die Schultern, und dieser Contrast ist um so auffallender,

als in dem Halbdunkel des Schutzhäuschens die eckelhaftesten, hässlichsten Chinesenphysiognomien den Hintergrund bilden.

Mr. Jeffreys, unser grosser englischer Freund, kehrt vom Gouvernements-Hause zurück. Was Chenu uns nach Singapore geschrieben hatte, wurde auch ihm mitgetheilt; sein Project für Siam und Angkooor ist aufgegeben. Warum soll ihm Eines nicht misslingen, nachdem er während 16 Monaten nur gelungene Ausflüge aufzuweisen hatte, die er in Egypten, Syrien, Vorderindien (bis Kashmir), Ceylon, Australien und dann wieder in Bengalen, Hinterindien über Moulmein und endlich zu Singapore in Ausführung gebracht hatte, in welchem letzteren Hafen wir seine Bekanntschaft machten. Noch will er 8—9 Monate dazu verwenden, China, Japan und Amerika zu sehen. Er sagt, dass, mit Ausnahme der chinesischen Wohnungsschiffchen, das Leben auf dem Flusse dem bei Calcutta auf dem Hoogly ähnlich sehe.

Des Abends beginnen die Matrosen wieder ihre Arbeit, da die Hitze alle Kräfte bei Tage erschlafft hatte und die armen, bleichen, europäischen Seeleute wohl der Schonung bedürfen. Auch ich hatte vor Tisch noch einen Anfall von Schwäche in Folge der Hitze, der indess bald wieder vorüberging.

Die Bureaux werden in Saigon klugerweise erst um 3 Uhr geöffnet, denn Geistesarbeit in den „Höllensstunden“ ist hier besonders sehr gefährlich und selbst im Schatten können Hitzeschläge auftreten. Sogar Abends war es ja noch dumpf und schwül, als wir bereits aufathmeten; ich schloss mich einem Ausfluge in die Stadt nicht an und plauderte, las und schrieb; so passiren wir die letzten Stunden in dem gefürchteten Fieberneste bei einer Schale Thee, während der

spanische Oberst aus Manila seinen rothen Papagei, welchen er in Singapore gekauft hatte, karessirt und der Architekt aus Réunion noch immer auf Deck die lange und breite Geschichte von seiner Wohnungsjagd zum Besten gibt.

Ich liebe es sehr, innerhalb eines Zeitraumes von etlichen Stunden, besonders des Abends, aus dem Gemische der Sprachen an Bord Nutzen zu ziehen; heute aber traf es sich, dass ich während einer halben Stunde in fünf Sprachen angedredet wurde und sie übte: Spanisch mit dem Oberst, Englisch mit Jeffreys und den Damen, Französisch mit den Officieren, Deutsch mit Sartorius und Italienisch mit Blaas, dem Römer.

Resignirt schliesse ich auf Kosten meiner armen Athmungs-
werkzeuge in der dumpfen Cabine das Fenster, um nicht im
Schlafe die gefährlichen Dünste des Flusses einzuathmen, vor
welchen der Arzt uns warnte; wie klug that ich, denn später
erfuhr ich in Macao, dass Mr. Monroe, unser Reisegefährte
bis Ceylon an Bord des „Tigre“, durch Nichtschliessen des
Fensters sich hier des Nachts das Fieber zugezogen habe, von
welchem er erst in S. Francisco gänzlich hergestellt wurde.

Der Morgen des 27. Jänner zeichnete sich durch Kühle
und frischen Grundzug der Luft im Schatten aus. Dieser tropi-
sche „Winter“ in Saigon nähert sich daher schon bereits
viel mehr unserem europäischen Hochsommer. Wir
befinden uns, wie erwähnt, zwischen dem 11—12° n. B. und
auf 114½ ö. L. von Greenwich. ½9 Uhr Früh sind die
Vorbereitungen zur Abfahrt vollendet. Ich beginne heute in
„Lady Andley's secret“ von der Braddon zu lesen, aber gebe
die Lectüre bald auf, da die Scenerie nochmals unsere ganze
Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Es wäre eine Schande, Cochinchina zu verlassen, ohne eines jener brüllenden, geflügelten Ungeheuer gesehen zu haben, welche den Hahnenschrei im tiefsten Basse von sich geben; noch heute sollte uns dieses Glück zu Theil werden.

Wieder kamen Missionäre an Bord, deren Einer uns vom „Tigre“ aus bekannt, zum allgemeinen Gelächter am Ufer in den Schlamm fällt und erbärmlich beschmutzt den Rückzug antritt; zwei Nonnen und ein Priester aus Annám mit eingebornem Diener fesseln unsere Aufmerksamkeit. Ein Passagier, durch klimatische Krankheiten zum Skelette herabgekommen, hatte die Ruinen von Angkoor besucht; sein Aussehen genügt uns, um das Unterbleiben dieses Ausfluges nicht zu bedauern. Viele Chinesen und andere Eingeborne bevölkern das Deck. Lustig umrudern die kleinen Boote den langsam abfahrenden Coloss, rascher geht es schon an einem grossen englischen Opium-Steamer vorüber; bald verlieren wir die Stadt aus den Augen und treten zwischen die büffelreichen, mit Reisfeldern besäeten und mit Djungle und Dickicht gefüllten Ufer, passieren abermals die Bojen und Warnungszeichen, sowie die Stangen zunächst einer grossen, quer über den Fluss liegenden Korallenbank, die man nur bei der bis Saigon heraufwirkenden Flath überschreiten kann und begegnen endlich an enger Stelle einen, zwischen hier und China im Dienste kreuzenden französischen Dreimaster-Kriegsdampfer: „d'Estrees“.

Der spanische Colonel plaudert wie ein Waschweib, endlos und ermüdend, nennt Alles: „très-beaucoup bon“, verkehrt mit drei Capuzinermönchen, deren Einer ein Belgier ist und singt das sonderbare Lied: „Ay! mamma! que noche aquella“ in melancholischen Molltonarten ab; es erregt allgemeine Heiterkeit, wenn er den Kopf seines „Loro“

„Lorito“ bis an dessen Hals in den Mund steckt, um ihn zu liebkosen.

Nun macht der Dampfer wieder die zahllosen Windungen des Flussarmes durch, bis wir an eine Stelle gelangen, wo sich dieser gleichsam in viele Finger theilt und ein weitgestütetes Deltasystem bildet; zuletzt treten wir in das breite Mündungsbecken bei Cap St. Jacques, das sich isolirt über der Fläche erhebt und erreichen im Mittelpunkte die Aussicht auf die Brecher der hohen See.

Gegen Ost (zunächst dem Cap) ist ein schwacher Hügelzug zu bemerken. Von 11 Uhr ab lastet auch hier schwere Hitze auf dem Eisenleibe des Dampfers und noch ein Tag der Leiden geht an. Die See, in die wir jetzt treten, geht hohl („le mer est creuse“) und wir beginnen ganz ausserordentlich zu schwanken. Der gichtkranke Capitän sonnt sich an Deck und überwacht die Ausfahrt aus dem Flusse. Das Cap, näher betrachtet, besteht aus drei Hügeln mit dünner Vegetation und Felsen, welche sich gegen die Brandung herüberneigen; wellenförmig zieht das Gebirge weiter gegen Nordost. In einer reizenden kleinen Bucht liegen etliche Häuschen; der Vordergrund hat ein wenig Grün und ein Paar Palmen aufzuweisen.

Nun bläst die Brise von Nordost immer heftiger, je mehr wir in die offene See hinaustreten. Die Wogen heben sich und wir wenden nach einer halben Stunde nordöstlich, um dann (etwa Morgen) in Nordeurs überzugehen. Wir haben nun die See von vorne, stampfen ganz bedeutend und treten so in das chinesische Südmeer ein, das den schlechtesten Ruf, als schiffsfeindlich, genießt, von dem ein Pole, Arzt an Bord des „Peiho“, über dieses Meer sprechend, sagte: „C'est une sale navigation dans ces mers de Chine.“

Der Capitän, welchen ich heute zum ersten Male sehe, sieht sehr blass und angegriffen aus; oft, wenn er das Auge schliesst, könnte man ihn, den Ruhenden, für eine Leiche halten.

Der Sonnenreflex, vom Meerspiegel zurückgeworfen, ist unerträglich und man kann selbst in dem Rauchsalon wegen der ihm von gestern innewohnenden Hitze nicht bleiben.

Nun passiren die chinesischen Deckpassagiere die Revue mit ihren Fahrbilleten; etliche müssen nachzahlen und das ruft immer ein Hohngelächter bei den Uebrigen hervor. Bei dieser Musterung staune ich über die Verschiedenheit der Typen, trotz überall gleicher Bartlosigkeit und ähnlichem weibischen Ausdrücke.

Die 600 Pferdekräfte der Maschine haben genug zu thun, um gegen die Wogen anzukämpfen, welche hoch, majestätisch, blaugrün und schäumend uns aus dem ersehnten kühlen Norden entgegenrollen. Des Abends wurde die See noch mächtiger. Imposante Wellenberge heben die feste Eisenstirn unseres schwimmenden Palastes empor; „Nan-Hai“ (das südchinesische Meer), übt wirklich seine angestammte böse Gewohnheit mit aller Kraft auf uns aus. Dennoch bin ich noch leidlich wohl, kann essen und lesen. Die Lucken werden geschlossen, der gewaltige Luftstrom heult in den Drahtseilen und durch die Luftgänge („bottes“); es rüttelt und wehklagt im Tackelage; zum ersten Male seit längerer Zeit ist das Bett bei geschlossenen Lucken erträglich kühl, denn die Erlösung naht.

Den 28. Jänner erwachen wir bei schwachem Wehen; der Wind ist gefallen; ein grauer Regentag liegt vor uns; die Bewegung des Schiffes ist schwächer. Von Cap Badalán (Binthuan oder Binhua?) ab, haben wir Nordeurs. Die Landschaft an der Küste ist gebirgig und buchtig, aber auch sehr

malerisch, beinahe den Inselküsten im griechischen Archipel zu vergleichen. Kühle Brise, Regenfall und die Möglichkeit sich des Ueberrockes zu bedienen, beglücken; der Hauch und Segen des Nordens ist endlich da; wir schlürfen ihn mit vollen Zügen ein. Die Lucken werden geöffnet; wir sitzen verwundert und wie neu geboren in der Sonne. Man spricht von nur ca. + 20° R. im Schatten und noch weniger, die es zu Hongkóng haben soll.

Die düsteren Linien der cochinchinesischen Küste verlassen uns nicht bis Nachmittags; dort liegt Annam mit seinem Hauptorte Hué; dort, weiter gegen Norden, befindet sich auch die Racheexpedition der Franzosen im Tongking. Der ermordete Garnier hatte erst kurz vor seinem Tode im Verein mit seinen Reisegefährten ein Prachtwerk über seine früheren Excursionen (in Paris) veröffentlicht.

Die Unruhe im Wasser und gewisse Vorbereitungen an Deck lassen auf herannahenden Sturm schliessen; auch das Barometer fällt. Grauweisse Nebel und Haufenwolken begrüssen unsere sonnenmüden Augen als SignalfLAGGEN der Erfrischung vom Himmel. Abends wird es sogar bitterlich kalt.

An dieser Küste soll es auch Piraten geben, wie mir ein Franzose aus Japan bestätigt:

Vor Eintritt der Nacht hatten wir beiläufig den 14° n. B. erreicht. Später lässt sich im Schiffe ein unruhiges Schwanken fühlen und deutet auf starke Strömung hin.

Mr. F. aus Japan spricht längere Zeit über das Land und die Bewohner und kömmt endlich auf eine Discussion, betreffend den Nordost-Monsoon und die Teifune. Er behauptet, die erste Quelle des Nordost-Passates, des Herrn der augenblicklichen Situation, liege im Okhotzk'schen Meere, theile

sich in zwei Ströme um Japan herum und dringe westlich durch die Koreastrasse, die Stürme in der Strasse von Formosa erzeugend. Die zweite Quelle sei bei Hongkóng zu suchen; sie ist es, welche sich bis in den ostindischen Archipel fühlbar macht, wo der Monsoon bis Ceylon und Afrika wirkt.

Teifuns (Cyclone), in China und Japan am häufigsten zu finden, so wie an den Westküsten Süd-Amerika's, entstehen bei dem Wechsel der Monsoone und sind in ihrer Zeitdauer etwa unseren Aequinoctialstürmen, wohl aber nicht, was den Grad ihrer Entwicklung betrifft, an die Seite zu stellen. Man erklärt sie folgendermassen: Zwei Luftströme begegnen einander und überschlagen sich, so dass eine wirbelnde (circuläre) Bewegung entsteht. Den neueren Forschungen hat man es zu verdanken, dass Dampfer in den meisten Fällen aus dem Centrum sich retten können. (Dove's Sturmtheorie.) Die „Nová ra“ hat es bewiesen, dass auch Segelschiffe bei kluger Berechnung der dringendsten Gefahr zu entgehen vermögen. Wer trügerische Windstille, welche im raschesten Wechsel an die Stelle der heulenden Windstösse tritt, für das Ende der Naturerscheinung ansieht, mag sich hüten; denn dieser Wechsel ist nur durch das Fortschreiten des Orkan's bedingt, welcher an einer anderen Stelle oft erst nach Stunden wieder nach beendetem Kreislaufe zurückkehrt und mit erneuerter Wuth Verderben haucht *).

*) Nach einem Telegramme, datirt aus Hongkong vom 23. Sept. 1874, brach am 22. ein überaus heftiger Teifun aus; acht Schiffe sollen gesunken und gescheitert sein, viele andere wurden in's hohe Meer getrieben. Tausende von Personen sind umgekommen, viele Häuser wurden zerstört. „Die Verluste sind ungeheuer.“ Derselbe Teifun verheerte auch das südliche Japan. Tausend Djunken und 6000 Häuser sollen zerstört, sowie 300 Personen getödtet worden sein.

Unser Dampfer hat viel See gras und Muschelwerk an Kiel und Flanken angesetzt, wodurch sein Lauf bedeutend verzögert wird. Erst in Marseille werden nach je drei Monaten die Dampfer der M. M. nach jeder indochinesischen Reise auf das Trockendock gelegt, während die transatlantischen und transpacificischen Dampfer sich dieser Operation beinahe alle zwei Monate unterziehen müssen.

Einen eigenthümlichen Effect bietet heute der helle Spiegel, den der sonnenbeglänzte Rauch des Schlot es auf das tiefblaue Meer wirft (denn der Tag ist klarer geworden), wie wenn heller Grund durch das Wasser schiene.

Bis heute bin ich, Dank den angestregten Vorübungen auf dem kleinen „Travancore“, noch vollkommen Herr der schwankenden Situation. Welcher Wechsel begrüßte uns heute am 29. Jänner wiederum. Gestern freuten wir uns schon in dem vollen Genusse einer Winterlandschaft und zogen, selbst wo es nicht nöthig war, den Oberrock über; das war am 13^o n. B.; heute am 15^o muss ich wieder nach der weissen Kleidung langen; „houle“ (hohle See) mit compacter spiegelartiger Wasseroberfläche, wie innerlich bewegtes Oel, gestattet dem Dampfer eine stetigere Bewegung.

Zwischen $\frac{1}{2}8$ und $\frac{3}{4}8$ bemerkte ich plötzlich eine Wasserhose! Zwischen uns und ihr lag etwa ein Raum von 2—3 Seemeilen; ihr Weg schien Nordost nach Ost. Sie stand an Steuerbord; ihr Entstehen war uns entgangen; von dem Momente jedoch, als wir sie bemerkten, gerechnet, bis zu ihrem Verschwinden, verliefen fünf Minuten. Im Französischen heisst sie „trome“. Sie stand im Wasser auf breiter Unterlage, sich in zwei dunkle Streifen trennend, welche von schäumendem Wasser und aufspritzenden Wellen weiss umrandet

war; etwas höher vereinigten sie sich in einer hellgrauen Wolke, dann traten sie wieder in die reine Atmosphäre, verloren an dunkler Farbe in einer höher liegenden blaugrauen Wolke; darüber war der schmalste Querdurchmesser der Erscheinung zu erkennen; von da ab theilte sie sich wieder in zwei dunkle Streifen, welche durch eine milchweisse Dunstlinie in langgestreckter Dreieckform getrennt waren und hoch oben in einer schwarzblauen Wolke sich verloren. Im zweiten Stadium stehend und zum Finale sah ich die Wasserhose in zwei Theile getheilt; die mittleren Wolken hatten sich vereinigt; die ganze Erscheinung stand nicht mehr senkrecht, wie ein riesiger Baum, sondern glich eher einem kühn geschwungenen Buchstaben „S“ und auch der untere Theil nahm nun, sich erweiternd, die abwechselnd schwarzen und weissen Streifen an; die See war beinahe ruhig, um so bewegter am Fusse der Wassersäulen; man konnte ganz deutlich das Emporsteigen des Wassers (wie in einem Saugheber) verfolgen.

Wir gehen in Nordost-Strömung; die Luft wird schwül, aber der Tag erheitert sich trotzdem.

Mr. Jeffreys erfreut mich, indem er mir das Buch von Wallace, dem berühmten Erfinder der Theorie von der asiatischen Naturgrenze gegen Australien: „The Malay Archipelagus“ leiht; seine Noten über Bornéo sind trefflich.

Um 12 Uhr hatten wir 16° 8' n. B. erreicht; trotzdem finden wir hier noch mehr animalisches Leben unter Deck, als in südlicheren Breiten; Ratten werden im Schiffe entdeckt, die kühnen Thierchen pfeifen auf ihren raschen Wanderungen, durchhöhlen Holzwände und belästigen die Schläfer im Bette; auch Mosquitos begleiten uns noch von Saigon her und bedecken die Hände des Nachts mit schmerzhaften Beulen. Die Saigón-

Mosquitos sind besonders gefürchtet; grösser und langbeiniger, als ihre indischen Brüder, stechen sie durch Leinenkleider und übertreffen an Frechheit alles übrige Ungeziefer, von Menschenhass erfüllt. Die Kackerlaken vom „Travancore“ haben auf dem Wege über Singapore einige Marodeurs in den Koffern zurückgelassen (cockroaches nennt sie der Engländer); sie sollen dem Leder und besonders Stiefeln gefährlich sein.

In Klumpen liegen die chinesischen Deckpassagiere beisammen; die Abendbrise bringt uns leider zuweilen ihre Däfte herüber, denn gegen solche Einwirkungen ist selbst der „Iraouaddy“ nicht lang genug gebaut.

Der Abend war herrlich; im Glanze des Mondes athmete die See leicht auf und ab; selbst die letzten Seekranken kommen auf Deck; wir leben und geniessen und sind erfrischt durch die Luftveränderung.

Ich erwachte am 30. Jänner aus wüsten Träumen. Der Morgen ist kühl, leichte Wellchen tanzen auf der Oberfläche des Wassers; ich öffne nach $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Früh das Cabinenfenster und mache Noten in der frischen Morgenluft. Nach dem Frühstück war der Nordost plötzlich scharf und kühl und ziemlich heftiges „tangage“ hub an; die See wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde; das Thermometer fällt bis auf 71° F. (beinahe 18° R.) herab; zunächst der Maschine wird von heute an der angenehmste Platz sein. Da obige Temperatur im geschlossenen Raume gemessen wurde, so dürfte es im Winde wohl nicht mehr als 12 — 15° R. betragen. Wir machen wohl auch in diesem Augenblick gegen die See kaum mehr als 8 — 9 Knoten.

Zwischen 1 und 2 Uhr ziehen sich nordöstlich zwei ächte, für mich die ersten „Djunken“ auf offener See mit ihren zwei Segeln in unserer Richtung hin und kreuzen ab und zu.

Diese Schiffe sind nicht so seeuntüchtig, als man nach dem ersten Anblicke glauben sollte, denn im Jahre 1851 fuhr zur Londoner Ausstellung ein solches Schiff von Hongkóng nach England*). Wir holten sie nur langsam ein, denn sie fahren unter gutem Winde. Der hoch erhobene Hintertheil und die tief gesenkte Spitze geben ihnen den Anschein, als wären sie im Sinken begriffen und der Vordertheil leck; so ist jedoch die Bauart.

Die Piraterie hat in letzter Zeit, da England, Amerika, Deutschland, ja selbst China Kriegsschiffe dagegen aufbot, bedeutend abgenommen, obwohl es noch sehr viele, mit Kanonen bewaffnete „Djunken“ gibt, welche unter dem Vorwande, sich selbst gegen Piraten zu schützen, bei passender Gelegenheit diese Waffen zum Seeraube verwenden. Mir erscheint dieses erste Auftreten ächt chinesisches Leben in chinesischem Gewässern wie ein Traum. Noch ist es nicht vier Monate her, dass ich vor China's Schätzen in der Wiener Weltausstellung stand und mir Notizen machte und nun naht schon das ersehnte Schauspiel ostasiatischen Treibens; in wenigen Tagen stehe ich in Canton's engen Strassen.

Bei Tisch wurde tüchtig eingehauen, was bei der excellenten Tafel nicht schwer, zum Schutze gegen die heftigen Schwankungen des Schiffes jedoch als beste Medicin ange-rathen war. Nachher klapperten wir vor Kälte und holten unter Scherzen Tuchkleider und Winterüberzieher hervor, und das nach 4 $\frac{1}{2}$ tägiger Fahrt von Saigon, wo wir noch im Schatten + 30⁰ C. gehabt hatten; wir machten also in dieser kurzen Zeit einen Temperaturswechsel von

*) Görtz' Reisen.

etwa 20⁰ R. durch. Wir athmen neues Leben; so wohl war uns seit dem adriatischen Meere im October nicht mehr gewesen, so trefflich mundete uns seit Langem keine Mahlzeit mehr. In Poona hatten wir unseren letzten Dauerlauf gemacht, heute wird ein solcher zum Bedürfnisse! Wie verändert sich der Mensch doch sofort, wenn man ihn wieder in sein heimisches Element versetzt!

Man erzählt, es sei schon Nachts 11 Uhr unmöglich gewesen, in den rückwärtigen Cabinen zu stehen; ich bin im „midship“, fühle die Stösse weniger, aber meine Lucke ist fest zugeschraubt, denn wir embarkiren sehr stark Wasser, welches bis auf Deck, also etwa auf eine Stockhöhe emporspritzt. Die gewaltigen Schaummassen sind wie im Wirbel zusammengedrängt; die See wird immer schwerer; wie in einem Siedekessel braust und tost die Fluth um uns herum; das 400 Schuh lange, schwimmende Krähwinkel und Klatschnest, der „Iraouaddy“, geht in den tollsten Sprüngen, wie ein riesiger Fisch durch die Wellen; des Nachts, im Schläfe, bin ich gezwungen, mich in dicke Decken zu hüllen und steigt man rasch von Deck in die Cabine, so sind die Hände so erstarrt, dass das Waschwasser ganz lau erscheint; unter so erfreulichen Erscheinungen für die erschlafften Nerven und ermuthigenden Vorzeichen näherten wir uns der Grenze der Tropen wieder im Norden.

Samstag den 31. Jänner wurde des Morgens das Loth geworfen; da die Maschine stille stand, rollten wir erbärmlich hin und her. Als ich Früh 7 Uhr meine Lucke öffnete, fuhren wir eben zwischen Inseln in seichteres Wasser ein. Der „Steward“ hatte mir das Land angekündigt. Ich trat in den Eishauch des Nordwindes hinaus, weckte den Genossen

und bewunderte das schön bewegte Meer und die edlen Formen der zahllosen Eilande, welche sich rasch vor unseren Augen gruppirt und verschoben. Binnen einer Stunde sollen wir von der Spitze des Victoria-Berges (ober Hongkóng) erblickt werden; dann ertönt dort oben der Signalschuss und von jetzt ab in drei Stunden fühlen wir Ankergrund. Ich erkenne dankbar die grosse Chance an, in dieser Jahreszeit gesund und von der Seekrankheit verschont in Hongkong anzukommen.

Als ich meine Sachen hastig zusammenpackte, warf mich in der Cabine noch ein heftiges Rollen des Schiffes, wie ein starker Stoss bei einem Erdbeben, gewissermassen quer unter dem Schiffe durchlaufend, meiner Länge nach über den offenen Koffer hin; mit ausgespreizten Beinen stemmt man sich dann gegen feste Gegenstände, aber eine Herkules-Arbeit bleibt darum das Kofferschliessen bei schwerer See dennoch immer.

Als wir vom Frühstücke auf Deck kamen, begrüßte uns allgemeines Freudengeschrei. Die Chinesen standen in Reihen an der Brüstung des Schiffes, der Anker rasselte in die Tiefe; und wir lagen auf der Rhede, zwischen anderen Schiffen, vor dem malerischen, felsenumrahmten Hongkóng.

H o n g k ó n g.

Inhalt. Erster Eindruck von Hongkóng. — Der Hafen, die Stadt. — Wieder der „*Travancore*“. — Grosse chinesische Schlacht. — Unannehmlichkeiten des Ausschiffens und Verwundung durch einen „*Salto mortale*“. — Sampáns und Koolies. — In dem französischen Hôtel. — Promenade in Hongkóng, der „*dinner gong*“. — „*Lorito*“, ein Chinese! — Ausblick auf die Rhede. — Herr Behre, österreichischer Consul-Stellvertreter. — Der Park. — Sartorius' Abschiedsworte an den „*Iraouaddy*“. — Chinesische Musik.

Ein Kanonenschuss im Hafen wurde durch einen gleichen an Bord erwiedert. Trotz des grauen Wetters erschien uns die Felsendekoration eine wunderbare und lange konnten wir uns nicht entschliessen, von unserem herrlichen Standpunkte an Bord uns zu trennen und an Land zu gehen.

Ich bin vor Hongkóng heute bei Seite 500 meiner täglichen Aufzeichnungen angelangt, die natürlich viel mehr Details als diese geläuterte Abschrift enthalten.

Das Treiben der Barken, meistens von Weibern gerudert, ganze Familien bergend, das Gedränge der Kohlendjunken, der kleinen weissen Dampfbarken, der Privatjollen und der schreienden Fuhrleute, die Lilafelsen, die weissen Gallerien an den Palästen reicher Kaufherren begrüsst wir mit Freuden und wurden des Bildes nimmer satt.

Uns zunächst lag die „Volga“ der M. M. für Yokohama bestimmt; weiterhin bemerke ich den grossen „Pacific-Mail-Steamer (die „great Republic“), einen Raddampfer von mächtigen Dimensionen zum Dienste zwischen China, Japan und San Francisco bestimmt; ferner einige Flussdampfer für Canton und Macao, etliche Schiffe für Manila, viele Segler, zahllose Küsten-, Handels- und Verkehrsboote aller Nationen, Grössen und Bestimmungen; inmitten dieses abenteuerlichen Gedränges lagen patriarchalisch mehrere alte abgetackelte Linienschiffe, die vielleicht noch Nelson bei Trafálgar siegen halfen oder vor Kopenhagen 1801 Bomben schleuderten, gelb bemalt, deren eines als Seemanns-Hospital dient; nicht weit davon fällt mir ein kleiner japanischer Dampfer auf; englische, amerikanische und russische Flaggen wehen von den Masten der Kriegsschiffe; die reiche Bucht, stolz ob ihrer Schönheit, zeigt nur einen schwarzen Fleck: es ist jener verhasste „Travancore“, das rollende Ungeziefer und der Ausbund aller Seekrabben, dicht neben uns vor Anker liegend. Auch bis hierher hat er uns noch verfolgt. Zwei Officiere grüssten spöttisch von Deck herüber und die 11 Uhr Glocke tönte frech in die Luft; ich suchte den Herren durch Zeichen anzudeuten, dass ich, seitdem ich sie aus den Augen verloren, frei von allen jenen Leiden gewesen sei, welchen ich an Bord ihrer schwimmenden Heimat ausgesetzt gewesen war.

Die Rhede ist die beste und geschützte der Welt; leider liegt die Stadt an einer Stelle, welche dem Luftzuge in der heissen Jahreszeit keinen Zutritt gestattet, so dass Hong-kóng vom Mai bis zum October für höchst ungesund gilt.

Froh lächelnd nehmen die Japaner Abschied; mit ihnen Mr. Fabre, der uns Japan als so: „charmant, riant,

ravissant, doux et verdoyant“ während dieser Ueberfahrt oftmals geschildert hatte; seine wasserblauen Nixenaugen richtete er dabei gegen Himmel, feucht von sinnigen Träumen; aber auch er trieb Eloquenz und erlaubte sich, wie ich später einsehen lernte, poetische Lizenzen.

Mit Sartorius, dem „Lorito“ und seinem „Ay-mamma“ trällernden Besitzer, dem spanischen Oberst, ferner mit allen unseren Sachen, fielen wir in die Krallen breitgesichtiger Chinesinnen, welche uns mit Hilfe ihrer Genossen sofort die Gepäckstücke in sieben verschiedene Boote vertheilt hatten. Wir mussten Alles wieder zusammensuchen und waren froh, Nichts verloren zu haben, als wir in zwei Booten unter Segel und Ruder uns dem „Pier“ näherten. Aber schon lauerte am Ufer der Feind in Gestalt von etwa 70 Koolies mit Stricken und Bambusstangen bewaffnet. Eine Schlacht begann. Leider achtete ich nicht der Warnrufe der rudernden Mädchen und so war ich gezwungen, die auf das Boot springenden Chinesen mit dem Stocke in der Hand so lange mit Schlägen zu traktiren, bis sie den Rückzug angetreten. Der stationirte europäische Policeman wandte sich zur andern Seite, wo Blas und Sartorius landeten und die Koolies sprangen nochmals auf unsere Seite, versuchten schreiend auf das Boot einzudringen, in welchem ich und der Colonel sassen, was ihnen zum Theil nochmals gelang. Das Segel war nicht eingezogen worden, das ungewohnte Gewicht auf einer Seite brachte unser Gepäck in die bedenklichste Lage, in das Wasser zu fallen, das Boot stürzte beinahe um. Ich stand abwehrend am Rande, als ich aber fühlte, dass das Uebergewicht hier zu stark sei, musste ich den Insassen zu Liebe einen „Salto mortale“ versuchen, der aufwärts an einer

klafferhohen Steinmauer so unglücklich ausfiel, das ich mir zwei Wunden an das linke Schienbein schlug, welche erst nach sechs Wochen geheilt waren. Kaum hatte der spanische Papageienheld unter dem niederen Dache unseres Sampán die Schwankungen des Gefechtes gewittert, als er, seiner nicht mehr mächtig, ebenfalls heraussprang und seinen Stockdegen in solch' bedenklicher Weise zog, dass ich, um seinen verlorenen Kopf zurecht zu setzen, ihn nach rückwärts zerren musste. Glücklicherweise hielt das Gepäck die Balance. Den Anderen war es besser ergangen. Die Koolies schulterten nun die Bambusstangen, an welchen die Koffer mit Stricken aufgehängt waren und wir trabten in längerer Procession im „pas gymnastique“, wie Baron Hübner den Schritt der Tragsesselkoolies bezeichnet, stadtaufwärts. Zwei vorne, zwei hinten, bewachten wir mit gezogenen Stöcken den langen Trauerzug bis vor das Hôtel de l'Univers, wo ein flinker Neuchâtelier als Wirth uns wohl verpflegte. Unser weites Zimmer hatte schöne Aussicht, einen Balkon und Gasbeleuchtung.

Sofort, nach dem Frühstücke, machten wir einen Ausflug nach dem Parke, den Anlagen bei Morrison's Hügel, der Rennbahn und längs dem Wasser zurück in jenem allgemeinen Verkehrsmittel: Hongkóng-Chair auf Koolies-Schultern; wir zahlten für jeden Stuhl per drei Stunden 50 Cents. = 1 fl. ö. W. Die Bewegung dieser Transportmittel erzeugt im Anfang Schwindel und ist sehr unangenehm. Wagen sind schwach vertreten. Die Polizei ist zusammengesetzt aus europäischen, indischen und chinesischen Elementen; die Ersteren tragen Käppchen und blaue Uniformröcke, die Zweiten sind „Sepoys“ mit zigeunerhaften Gesichtern, kurzen Mäntelchen

und dem Turban auf dem Kopfe, die Letzten endlich tragen chinesische Lampenhütchen mit der Krone Englands, ebenfalls Mäntelchen, chinesisch geschwungene Schuhe, den Zopf verborgen; alle Drei haben den kurzen „club“ (Stock) in der Hand; unter den Ersteren sollen viele Deutsche sein.

Im Parke sahen wir chinesische Ammen und Kindermädchen; sie bildeten einen höchst lächerlichen Contrast durch ihre Hässlichkeit und Tracht gegenüber ihren kleinen Zöglingen, netten, blonden, lockigen „Albions-Kindern“, welche hier spazieren laufen.

„Queensroad“ ist die Hauptstrasse der Stadt; in ihr liegen die Geschäftshäuser, der englische Club, „Hongkóng Hotel“ und Kasernen.

Da mir auf dem Wege recht übel zu Muthe wurde, ging ich allein nach Hause; später begrüßte mein Freund vor dem Portal des Hôtels einen Bekannten aus Singapore, Herrn Iburg, welcher hier Concerte geben will und dort den Gesangverein der Deutschen dirigirte; er bat Blaas, in seinem Concerte zu singen, was dieser jedoch verweigerte.

In China sind die Ecksteine der „merchant palaces“: Thee, Seide und Opium, wie Görtz trefflich bemerkt; zu seiner Zeit zählte die Stadt Victoria nach fünfjährigem Bestehen schon 43 Regierungsgebäude, 5 Kirchen, eine katholische Capelle, eine Moschee und 200 europäische Wohnhäuser: die Zahl der Letzteren hat sich wenigstens verdreifacht; damals haben 741 chinesische Wohnhäuser hier bestanden und betrug die Einwohnerzahl auf der ganzen Insel 13.380 Köpfe, wovon etwa 4000 in Booten lebten, letztere Ziffern könnte man nun verdoppeln. Hongkóng hat nach Otto Hübner („Statistische Tafel“) nur 128.000 Einwohner.

Hier sehen wir endlich auch wieder Betten ohne Mosquitonetzen; das mir so theuere Lesen des Abends zu Bette ist nun wieder möglich geworden. Ich lese englisch, schreibe, verbessere an dem Tagebuche und suche die Zeit so klug als möglich zu benützen.

Um uns an die Kühle besser zu gewöhnen, heizen wir nicht ein, trotzdem ein grosses Kamin einladend genug aussieht. Um 7 Uhr Abends heult ein „gong“ („Tam-tam“) zum Essen, welche Sitte auch in England und in der Schweiz bereits angenommen ist, und wir assen bei spanisch-deutscher Conversation à 4.

Goulard'sches Wasser heilte meine Wunden in so weit, dass ich bald zu Fuss ausgehen konnte.

Die direkte Folge der Kühle ist eine Reihe neuer, erlaubter Genüsse, deren grösster die Körperbewegung ist, die ich meist allein mache, da mein Reisegefährte sich in der horizontalen Stellung wohler fühlt und auch wieder arbeitet.

Auch die „Punca“ fehlt hier schon bei Tisch, wenn auch noch der, bis zur Uebersättigung oft angewendete Reis mit „Kurry“ täglich zweimal aufgetischt wird; man kann wieder Handschuhe tragen, Tuchkleider anziehen und einige Stunden lang, ohne sich zu überhitzen, angestrengt lesen und schreiben; mit einem Worte, Hongkóng hat nicht nur den Begriff des Winters geboten, sondern thatsächlich unsere ermatteten Nerven neu gestählt.

Das Selbstauspacken, der Morgenschlaf, die weiten Promenaden waren mir zu unerreichbaren Träumen geworden; zehn Wochen lang hatte jede Körperübung gefehlt, so dass das gestrige Ausschreiten mir in allen Gliedern fühlbar ist; und welch' ein Anblick! im Vestibule reinigt man sogar einen Pelz!

Am 1. Februar 1874 hatten wir um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nur 60° F. oder $12\frac{1}{2}$ R.^o und 15° im Zimmer und dennoch liegt Hongkóng noch innerhalb der Wendekreise. Schwer lagert der Nebel auf der Rhede, über welcher amphitheatralisch Hongkóng sich aufbaut, umgeben von seiner ernsten Felsendekoration in trostloser Kahlheit, von welcher sich die eleganten, palastähnlichen Gebäude glänzend weiss, mit grossen, runden Bogenfenstern, umgeben von frischem Grün, vortheilhaft abheben.

Wir können heute, Dank dem englischen Sonntags-Cretinismus, erst nach Mittag frühstücken; ich glaube, wenn es möglich wäre, würden die Engländer am Sonntag sogar die Seekrankheit verbieten; der „brandy“ scheint jedoch ein geheiligtes Getränke zu sein, denn dieser darf vor 12 Uhr das Frühstück ersetzen.

Zu unserem Erstaunen entpuppt sich der „Lorito“ des spanischen Oberst als Chinese! er spricht einige chinesische Worte, welche den bezopften Dienern grosse Freude bereiten.

Heute, als am Sonntag, wehen von allen Consulaten die Flaggen, die Rhede ist lebendig, etwa 30—40 Dampfer liegen nebst Hunderten von Segelschiffen festlich geschmückt vor Anker. Heftige Brise weht.

Wir besuchen das Chinesenviertel, sehen viel Interessantes in und um die ausländischen Schenken und Kneipen und das hohlhängige Laster der Häfen, die Prostitution, ist in eckelster Gestalt aus allen Ländern hier recrutirt.

Die Dächer haben meist doppelte Ziegellagen, um den Luftdurchzug zu befördern; darum sind aber auch die Häuser im Winter so kalt, die Zimmer nicht zu erwärmen.

Die „Volga“ fuhr heute Nachmittags $\frac{1}{2}$ 4 Uhr nach Japan ab; sie entführt die grösste Zahl unserer Reisegefährten.

Erst jetzt, nach 30 Stunden Stehens und Gehens auf festem Boden verliere ich jene unangenehme, dumpfe Bewegung im Kopfe, welche die Folge jeder längeren Seefahrt ist; ich pflege meine Wunden, während die Anderen promeniren und kann es nur mit dem Aufgebote meiner ganzen Energie dahin bringen, den Kamin ohne Feuer zu lassen.

Der gute Colonel wird viel ausgelacht, da er mit seinem Papagei sogar schläft; die hohe Bildung dieses Officiers von Rang zeigte sich so recht, als ich auf die Geschichte von „Tobias und der Schwalbe“ anspielte, die er noch nicht kannte; er hörte sie also aus meinem, der heiligen Bibel unwürdigen Munde zum ersten Male!

Noch ein Sonntagsvergnügen: Als ich eben an meinen Notizen arbeitete, löschte plötzlich das Gas um 10 Uhr aus — „freilich, weil Sonntag ist!“ heisst es.

Einkäufe und Geldgeschäfte vertrieben die Zeit am Morgen des 2. Februar. Statt des abwesenden Herrn von Overbeck, traf ich beim österreichischen Consulate seinen Stellvertreter, Herrn Behre, welcher sehr artig war und uns sofort Empfehlungsbriefe für Cantón und Macáo gab.

Nach dem „lunch“ kam die Sonne, und Julius Blaas malte nach der Natur die Rhede mit den Schiffen, sowie die Felsen-coulissen; auch der „Iraouaddy“, welcher eben heizt, um nach Shanghai abzugehen, fehlt auf dem Bilde nicht.

In dem Momente, als unser französischer Dampfer abfährt, trifft ein P. & O.-Steamer vom Norden ein.

Das Paradies, welches die Engländer sich in Form eines Parkes hier geschaffen haben und das ihre Felsenwüste erträglicher und gesunder macht, besuchte ich späterhin fast

jeden Tag; Süd und Nord vereinigen sich in der Vegetation dieses botanischen Kunstwerkes, dieser modernen „hängenden Gärten“; oftmals werde ich an Genua, Neapel oder Messina erinnert. Neben dunklen Fichten stehen Palmen, dicht vor breitblättrigen Bananen wachsen kräftige, immergrüne Eichen; so reichen brüderlich, an der Nordgrenze der Tropen, die Vorposten beider Pflanzenwelten sich die Hände.

Wir dehnen heute unsere Promenade längs dem Ufer durch das abenteuerliche Hafenleben bis zum Standplatze der Canton- und S. Francisco-Dampfer aus.

Kanonendonner erweckte uns am 3. Februar: „La Belligueuse“, ein französisches Panzerdampfschiff der Kriegsmarine, trifft aus Japan ein. Wir machen Vorbereitungen für Canton.

Heute brannte schon um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr die Sonne sehr stark und wir hatten + 16° R. im Schatten.

Als der „Iraouaddy“ die Rhede gestern verließ, rief Sartorius mit ächt süddeutschem Accente aus: „Attiéh mehs amúa, qui sont finnih pur tuschurr“ (adieu mes amours, qui sont finis pour toujours).

Des Abends ertönte das Mosquitosummen einer kleinen Guitarre aus einem chinesischen Hause unter unserem Balkon, begleitet von dem melancholischen Gesange einer schmaläugigen Chinesin, während von der Rhede die Lichter der Schiffe ruhig von dem flachen Wasserspiegel zurückstrahlten.

Auf einem Spaziergange hörte ich heute einige interessante Einzelheiten über die „Merchant princes“, besonders „Jardine & Mattheson“, welche prächtige Paläste, eigene

Hausflaggen und Opium-Steamer besitzen; die Schiffe waren besonders in früherer Zeit von Wichtigkeit, da sie bei ihrer grossen Schnelligkeit Handelsnachrichten immer rascher, als andere Postschiffe brachten und so mithalfen, den ungeheuren Reichthum zu gründen; aber auch deutsche Häuser giebt es in Fülle, welche bei der zunehmenden Vorliebe der Chinesen für deutsche Transportmittel, bedeutende Summen verdient haben und Grosses unternehmen können.

Canton.

Inhalt. Fahrt nach Canton. — Der Dampfer: Kiú-kiang. — Vorsichtsmassregeln gegen Piraten und Revolten. — Zeitungen. — „*Bocca tigris*.“ — Pagoden. — Whampoa. — Canton. — Die Wasserstadt. — Bei Mestern und Hülse. — Ein deutsches Haus. — Die Insel „*Shamién*“, das „*Settlement*“. — „*No good eye, no good see.*“ — Die alten „*Factoreien*“. — Ausflüge in Canton. — Die Westvorstädte. — Chinesische Handwerker.

Früh 6 Uhr erhoben wir uns am 4. Februar von den Betten, um nach eingenommenem Imbisse sofort in Tragstühlen bis zum amerikanischen Dampfer zu kommen; das Gepäck wurde auf Bambusstangen nachgetragen. Sartorius holte sich einen „boy“ bei seinen Freunden ab, dann warteten wir in dem lebendigen Morgengetriebe an der Seite des weiss bemalten eleganten Schiffes, eines amerikanischen Raddampfers. Ueber uns ragt „*Victoria Peak*“ und eine Reihe anderer Spitzen aus den Wolken in die Höhe; schwer hängen die Nebel noch über der Stadt, aber der Tag verspricht schön zu werden und auch leidlich warm, denn schon leuchtet die Sonne roth durch die unsicheren Dunstgebilde über der Rhede und das Wasserleben des Hafens um uns herum ist in flimmerndes Zwielflicht gehüllt.

Die Einrichtung dieses amerikanischen Flussdampfers ist sehr praktisch: Am Vordertheil befindet sich der Raum für

die erste Classe mit dem Salon auf Deck, den Cabinen und der Maschine; rückwärts sind die Chinesen und liegt das Passagiergepäck. Bei geringem Tiefgange ist auch in den unteren Theilen des Dampfers wenig Raum, und darum sind zwei Stockwerke aufgebaut; die weisse Farbe gibt diesen Schiffen ein höchst elegantes Aussehen.

Im Steuermannshäuschen sind Säbel, grosse Beile und Reihen von Gewehren angebracht, um etwaigen Revolten der allezeit verdächtigen Chinesen zu begegnen.

Der Kiü-kiang gibt um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Morgens das erste Zeichen zur Abfahrt, jedoch in so drastischer Weise, dass ich beinahe erschreckt bei Seite springe, nämlich mit einer Art von Kirchenglocke, die horizontal aufgehängt, sich erst dreimal nach dieser Seite und dann dreimal nach der andern Seite um sich selbst dreht; dieses Ueberschlagen der Glocke und unregelmässige Niederfallen des Klöppels bringt ein, dem Zeichen zum katholischen Gottesdienste nicht unähnliches Geräusch hervor. Das gewöhnliche Abfahrtssignal (blaue Flagge mit weissem Viereck in der Mitte) befindet sich nun neben einer weissen Fahne, auf welcher der Name des Dampfers in chinesischen Charakteren geschrieben ist, aufgehisst.

Djunken mit und ohne Kanonen liegen um uns herum und unausgesetzt laufen Träger mit schweren Lasten ab und zu; der chinesische Koolie ist sehr zäher Natur im Tragen auf weite Strecken.

Einzelne Blicke auf die palastähnlichen Häuser mit den Quais und dem Wasserleben davor erinnern auch unwillkürlich an Venedig; der Totaleindruck Hongkóng's von der Seeseite aus aber hat auch etwas von der Lage Syra's in Griechenland an sich.

Auf Deck, im Salon, flackert ein lustiges Kohlenfeuer; neben uns ruht massig die „great Republic“ von der „Pacific-Mail-Ship-Company“ aus S. Francisco; rund umher bewegen sich die doppeläugigen, drachenbeflügelten Djunken mit ihren durchbrochenen Steuerrudern und gespaltenem Schiffsspiegel; wie manchem ihrer Insassen fehlt allein nur Gelegenheit und Sicherheit vor der Gerechtkeitspflege, als Stichwort, um sofort in die geliebte Rolle des Gelegenheits-Piraten einzufallen; die breite schwarze Eisenstirn des Amerikaners unter dem schwachen Mastenwerke und haushohen, weissen Radkasten, blickt still verächtlich auf das kleinliche Treiben, welches unter Booten und Djunken die Vorbereitungen zu unserer Abreise verursachen.

Das dritte Glockengeheul ertönt; die Dampfpeife stösst einen tiefen Jammerton aus (man kennt in Amerika den schrillen Dampfpiiff nicht), im Wege liegende Djunken werden angerufen und im Weigerungsfalle mit Niederrennen bedroht, worauf sie sofort Platz machen und wir verlassen den „Pier“ (spr. Pihr) in der Richtung nach Südwest.

Der hohe „beam“ (Balancierstange) der Hochdruck-Maschine auf Deck hebt sich aufwärts und senkt sich wieder langsam, um mit gewaltigem Drucke den Rädern Schwung zu verleihen. Bald treten wir in dichten Nebel und alle Aussicht ist verhüllt.

Zwischen Felsen nehmen wir nun links von „Kaulung“ (wo das Sanitarium steht), den Weg in einer Enge und die offene See wirkt bis hierher, indem sie den Dampfer in leichte rollende Bewegung versetzt.

Ein höchst malerisches Hafengebilde mit zwei hohen Flaggstöcken vor einer Pagode, welche über die Masten der Djunken

hervorschauen, entfaltet sich dicht vor einem kleinen, zwischen Felsen eingeklemmten Dörfchen; aber auch das huscht vortüber und verschwindet im Nebel.

Alle Berge sind kahl, höchstens mit kurzem Gras stellenweise bewachsen, jedoch von fast griechisch-edlen Linien und lebhaften Farbentönen, welche im Schatten ein prächtiges Lila hervorbringen.

Wir doubliren ein Cap, und gehen sodann in WSW-Curs über.

Um 9 Uhr präsidirt der dicke, gutmüthige Yankee-Capitän dem trefflichen Frühstück; ausser Sartorius sitzt nur noch ein Amerikaner neben uns, ein Beamter des ältesten amerikanischen Hauses in Hongkóng-Canton Russell & Cy., an welches ich auch accredited war; ein englischer Tourist, den ich später wieder in Japan traf, enthielt sich dieser Mahlzeit.

Auch hier erschienen wieder, nach genossenem Imbisse, wie gewöhnlich im Osten, die Mundschalen mit lauem Wasser, um Mund und Fingerspitzen zu benetzen (Gurgeln wäre hier gegen die Sitte), und in jeder derselben schwimmt und fristet sein einsames Leben ein kleiner Zahnstocher, bis der Herr sich herablässt, ihn seiner Bestimmung wieder zu geben; „raro nantes in gurgite vasto!“

Die chinesische Bedienung lässt Nichts zu wünschen übrig; sie legt selbst das Brod mit der Gabel vor, sieht uns die Wünsche von den Augen ab, und bedarf keiner handgreiflichen Verweise.

Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr messe ich in der Luft $+15^{\circ}$ R.

In der Ferne sehen wir den „Macao-Cantón-Steamer“ seinen langen Rauch am Wasser nachschleppen, welches bereits schmutzig gelb aus dem Flusse uns entgegenströmt; Fischergerüste ragen aus den schlammigen Wogen gleich

Wahrzeichen für seichtes Fahrwasser empor; kahl und steinig ist das Ufer, jedoch durch die ferne Lage der, die Flussmündung des „Chu-kiáng“ oder „Perlflusses“ umfassenden Felsenhügel, anziehend.

Die Distanz von Hongkóng bis Canton beträgt etwa 100 englische Meilen. Das „Tiffin“ war in den Fahrpreis von acht Dollars per Person (= 40 Fres.) eingerechnet.

An Bord liegen drei Zeitungen auf, welche zugleich die besten Repräsentanten europäischer Journalistik in der Colonie Victoria sind: Die „China Mail“, die „Hongkóng Daily Press“ und die „Hongkóng Times“; nur die Letztere enthält etwas Politik aus dem Auslande, die anderen sind zu sehr mit „Shipping news“, „Commercial-Mail“ und anderen, die Handelsinteressen fördernden Neuigkeiten ausgefüllt, als dass sie sich noch weiter mit Ereignissen aus Europa befassen könnten; nur die allerwichtigsten Nachrichten bringen solche Blätter aus dem heimatlichen Welttheile.

Vor der „Bocca tigris“, gerade dem interessantesten Theile der Fahrt, stiegen leider Nebel auf; selbst, als wir dicht dabei auf die Begegnung des „Cantón-Hongkóng-Steammers“, unseres Kameraden, warteten, blieben die ersehnten Festungswerke verhüllt. Kalte nasse Luft streicht über unsere Gesichter; wir frösteln.

Später erscheint doch der Fuss einiger Felsen unter den Wolken und wir bemerken verschiedene Festungstrümmer; meine beiden Reisegefährten verschlafen die interessante Einfahrt; übrigens hätten sie auch im wachen Zustande nicht viel gesehen. Unsere Dampfpeife gellt durch den Nebel, die Flussströmung wird hier sehr heftig, immer zahlreicher werden die Schiffe, bis endlich auch das graue Leichentuch über der

Landschaft zerreisst und Sonnenstrahlen durch die Wolken brechen. Links in der Ferne zeigt sich sofort ein grosser Pagodenthurm von hohem Alter auf absonderlich geformtem Felsenplateau; ein zweiter erscheint dicht bei Whampo a („Second Bar-Pagoda“). Pagoden sind in China nur Thürme, niemals Tempel oder gar, wie man in meiner Heimat irrig glaubt, Götzenbilder. Nach Görtz soll die Besteigung einer solchen Pagode mit ziemlichen Gefahren verbunden sein, nicht bloss wegen des ruinenhaften Stiegenhauses, sondern auch, weil man von boshaften Chinesen hinterlistig eingeschlossen werden könne; seitdem aber das „Hai-yah-fankwei-cow“ („ah! fremder Teufel“) in den Strassen von Canton nicht mehr gehört wird, mag auch eine solche Unternehmung leichter zu vollbringen sein.

Schwärme von Enten erheben sich aus dem niedrigen Schlammufer, durch das Poltern der Räder unserer Schiffe aufgeschreckt.

Die Landschaft wird von Minute zu Minute fruchtbarer.

Ein Heer von Segeln taucht hinter den Windungen und Ufervorsprüngen heraus, der Fluss verengt sich und zwingt den Steuermann zur Vorsicht; die Berglinien der „White cloud Mountains“ („weisser Wolkenberge“) werden deutlicher und bilden in blauer Ferne den Hintergrund. Der schöne, weiss bemalte Dampfer durchfuhr das schmutzig-gelbbraune Wasser dieses grossen Abzugscanals aus Canton und zahllosen anderen Stätten des Unflathes mit emsigem Fleisse; ich hielt es für den grässlichsten Tod, in dem Wasser eines chinesischen Flusses umzukommen, denn ehe man ertrinken könnte, wäre man durch den Inhalt der Fluth bereits erstickt.

Nun beginnt auch Baumwuchs und mit dem weiteren Eintritte zwischen bebaute Ufer erhitzt sich die Luft bedeutend.

Nach $\frac{1}{2}$ 1 Uhr hatten wir schon $+18^{\circ}$ R. in der Sonne und 15° im Schatten; in „Whampoa“ wächst die Wärme noch beträchtlich. Dort sehen wir (seit Saigon wieder die ersten Häuser auf Pfählen; diese und die Wohnungen in den „Sampans“ beweisen die Armuth der Bewohner dieser Landstrecken, welche in solchen hunde- oder schweinstallähnlichen Räumen ihr Leben mit Familien von 6—8 Personen zubringen.

Etliche grössere Segelschiffe, auch solche unter deutscher Flagge, liegen noch hier; denn sehr viele kleine deutsche Fahrzeuge machen den Küstendienst zwischen den chinesischen Hafenstädten durch etliche Jahre, bei welchen Fahrten ihnen ihr geringerer Tiefgang zu Statten kömmt.

Reizend grüne Landschaft entschädigt uns für die Langweile der Nebelpassage, eine dritte und vierte Pagode erscheint; alle vier sind uralte, mit Gestrüpp überwucherte Gebäude, dem Zerfallen nahe, ferne jeder menschlichen Wohnung und es scheint, als ob jeder Augenblick durch ihren Einsturz Gefahr bringen könnte. Wie viele Jahrhunderte beugen sich vor diesen Steinmassen? Was mögen sie gesehen und unbeweglich überdauert haben? Auch die muthmassliche Zeit ihres Entstehens und die Geschichte ihrer Architektur reicht so weit in graue Vorzeiten zurück, dass Grübeln in solchen Dingen fruchtlos wäre.

Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr erreichte die Wärme unter dem nunmehr ausgespannten Zelte $+21^{\circ}$ R., welcher rasche Wechsel sehr empfindlich war.

Rothe Hügel, grün bewachsene Erderhebungen zeigen sich sodann; auch das chinesische Hafengewimmel beginnt seine

Ausläufer auszusenden und die „White cloud Mountains“ treten näher und näher. Nun ziehen sich eintönige Baumpflanzungen am Ufer entlang, auch Bananen bedecken weite Strecken. Fahnenstangen vor den Tempeln der Stadt, dann die massige französische Cathedrale und andere höher emporragende Objecte fallen uns in die Augen; über dem zunächst liegenden Uferbuschwerke steigt, wie in fernem Dunste, das wirre Häusermeer Cantons empor, während zu unseren Füßen, von des Dampfers Wellen geschaukelt, die Wasserstadt ihre Vorposten entgegensendet. Zwei alte Forts hiessen: „Dutch Folly“ und „French Folly“; Görtz sah sie. (Görtz' Reisen.)

Mit unglaublicher Kühnheit fährt unser Amerikaner durch dieses tolle Treiben, ohne auch nur ein einziges Boot zu berühren.

Die Fledermausflügeln oder Drachenschwingen ähnlichen Djunkensegel überdecken den Vordergrund in allen Farben und Grössen; circa um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, nach etwa siebenstündiger Fahrt, treten wir zwischen sie, passiren zwei kleine Leuchthürme, auf gefährlichen Klippen im Flusse gesetzt, gleiten mitten in das sinnbetäubende Lärmen der schwimmenden Vorstadt ein und betrachten, wie von einem Taumel erfasst, die, für die Urtheilskraft zu rasch über einander stürzenden Eindrücke.

Die grossen Fischeaugen an den Spitzen der Djunken stieren uns eigenthümlich gehässig entgegen; alles chinesische Wesen ist unheimlich, so auch die Fahrzeuge aller Art, welche unseren Weg kreuzen und die ruhig liegenden, grossen, bunt bemalten Seefahrer; ihre Mannschaften aber, die Kleinhändler, das ganze Volk ist nicht still, bleibt auch nicht eine Minute ruhig auf dem Platze; als ob alle Apathie des Ostens geschwunden wäre, treibt diese Bevölkerung in fieberhafter

Arbeit ihre täglichen Beschäftigungen, wenn diese auch nur in dem Platzwechsel auf den nassen Strassen der Schiffsvorstadt bestehen.

Stolz durchschneidet auch diese letzte Stelle unser Fahrzeug, vor dem und rund umher eine Schaar fliehender Kähne dahinjagt und es scheint mir unglaublich, dass bei solcher Masse nicht zehn Boote auf einmal überrannt werden.

„No good eye, no good see“, so sagt ein chinesisches Sprichwort, und darum malen sie Augen auf die Djunken und Boote, sowie sie sich der ihrigen als Schiffer selbst gar wohl zu bedienen wissen, besonders wenn wehrlose Kauffahrer während einer Windstille von ihnen seeräuberisch überfallen werden.

Als wir eben noch damit beschäftigt waren, nach einem guten Boote auszusehen, kam ein europäischer Inwohner Canton's, welcher unseren amerikanischen Reisegefährten empfangen hatte, zu uns, und weist uns den besten Weg auf der Wasserseite, bezeichnet das reinlichste Boot an der Treppe und wir vermeiden so die lauende Schaar von Trägern mit Stricken und Bambus, sowie eine ganze Zahl von müssigen Chinesen, welche hinter dem Gitter der Douane das vollständige Anlegen des Dampfers erwarten; auch von der lästigen Visitation des Gepäcks waren wir, als europäische Touristen, befreit.

Ueber 10—12 andere Sampáns steigend, erreichen wir das bezeichnete „Hongboot“; das Gepäck wird, hoch erhoben, von den weiblichen Ruderknechten dahin gebracht und endlich haben wir Ruhe und ein Asyl vor Augen.

Unser Boot ist also eigentlich nicht bemannt, sondern beweiht, ein Strohalm von erträglicher Reinlichkeit unter den Fluthen von Schmutz starrender Eierschiffchen und Sampáns

(d. h. drei Bretter); wir fahren in einem von den Hongbooten, welche grösser, mit Zimmern versehen sind, und wir klammern uns, umschrien, hin- und hergestossen und gedrängt, an diese Errungenschaft; denn Alles will zuerst in die Boote, jedes Boot will uns aufnehmen oder wenigstens ein Stück Gepäck erhaschen und auch hier geht es wieder nicht ohne Stockschläge ab. Endlich athmen wir auf im freien Fahrwasser, ohne zerquetschten Fingern und eingedrückten Schiffsplanken.

Unter lautem frohen Lachen üben die vier Ruderweiber, deren Eine beinahe hübsch zu nennen ist, ihre strenge Kritik und beurtheilen unser Aeusseres unausgesetzt, wahrscheinlich nicht im reinsten Peking-Chinesisch; das Innere des Häuschens ist mit Modebildern ausgestattet und recht gemüthlich.

Das Geschrei und die Eindrücke der letzten Stunden hatten mich fast betäubt; auch die arme Nase erlitt wieder beträchtliche Proben für ihre Widerstandskraft. Mit raschen Ruderschlägen erreichen wir stromaufwärts bald das Ufer von „Shamién“, dem Insel-Settlement der Europäer in Canton; wir kriechen unter dem fassartigen Dache hervor; eine der handfesten Dirnen weist auf ein helles Boot, welches sich soeben derselben Stiege nähert; Herr Mestern, an welchen ich empfohlen bin, sitzt am Steuer; mein Empfehlungsbrief wird vorgewiesen, und, nach kurzem Austausch der nöthigsten Höflichkeitsformen, waren wir bereits als Mitglieder einer Familie aufgenommen, deren Hausvater uns erst seit wenigen Minuten bekannt ist. Diese offene, herzliche, die Geschäfte nicht störende, und dem Touristen so lehrreiche Gastfreundschaft ist bei den schlechten Hôtels in Canton das einzige Mittel, mehrere Tage daselbst verweilen zu können; sie erweckt Vertrauen und Neigung und ist eben ganz auf deutsche

Tugenden gebaut, während die englische Gastfreundschaft steifer, förmlicher und patriarchalischer gehandhabt wird; das ist der Schlüssel zu dem Geheimnisse, welches mir erst klar wurde, als ich dieses liebenswürdige Haus mit Wehmuth verliess.

Mestern's Compagnon, Herr Hülse, holländischer Consul in Canton, ist gerade in Europa abwesend.

Die kleine Colonie sieht immer gerne ab und zu Fremde, und in den beiden Clubs kann man fast immer Gästen begegnen. Der Tourist bringt Leben und Neuigkeiten aus Europa oder den andern grösseren Plätzen des Südens und Ostens; er ist keine Last, denn wo für zehn Personen gedeckt ist, ist ja auch bei Tische Platz für zwölf. Man kommt „à la fortune du pot“ und findet ein treffliches, copioses Diner und immer bereit stehende Gastzimmer; auf fürstlichem Fusse ist in diesen Ländern der Europäer eingerichtet; aber dieses materielle Wohlleben muss er haben; es ist wohl auch das Einzige, nach dem er sich, wenn er die Heimat unter anderen Verhältnissen wieder bewohnt, zurücksehnen kann. Trotz alles Läugnens bin ich gewiss, dass ein Jeder täglich des Morgens mit dem Gedanken aufsteht: „Wiederum einen Tag näher der Erlösung!“ Früher waren die Europäer freilich nicht so gut bewohnt, als noch die dreizehn Factoreien oder „Hongs“ bestanden; sie lagen dem Flusse entlang, hatten eine Längenausdehnung von nur 500 Schritten und eine Tiefe von 400, als Görtz sie sah; 1842/43 war die Veränderung nach dem grossen Brande getroffen worden und die Anlage mehr auf den Zutritt der Luft berechnet. Von der gegenüber liegenden Insel zog man sich allmählig auf Shamién zurück und nur höchst wenige Europäer wohnen noch am rechten Ufer des Flussarmes.

Die Zimmer in unserem gastlichen Hause sind von ausgesuchter Feinheit, meist mit „Chinoiserien“ überreich bedacht; dazu finden sich auch Anklänge an die Heimat (Copien nach Meyerheim, sowie einige von Hildebrandt's musterhafte Aquarell-Skizzen).

Ein „boy“ (Diener) mit fliegendem Zopfe ist sofort auf jeden Wink bereit; er ist nett gekleidet, spricht „Pitcheh English“, nimmt jedoch unsere Bemühungen, ihm verständlich zu reden, zwar ehrerbietig aber zurückweisend hin und selten mit dem richtigen Verständnisse des Gewünschten.

Zu meinem grossen Vergnügen finde ich hier die Spur Herrn von Weckherlin's, des Ministerresidenten Hollands in Japan, wieder, nachdem ich schon in Ceylon an Bord des „Travancore“ eine Kiste unter seiner Adresse bemerkt hatte. Er wohnte vor wenigen Monaten in demselben Zimmer und genoss gleiche Gastfreundschaft. Auch über Consul Lüders, einen alten Bekannten, welchen ich Ende 1871 erst auf dem Wege von Brindisi nach Alexandrien zur See kennen gelernt hatte und dann in Cairo wieder sah, wird mir erzählt, er lebe nicht mehr hier, sondern in Shanghai als deutscher Consul, wo er schon seit einiger Zeit residirt; er war hier der Liebling der deutschen Gesellschaft gewesen.

Sofort, nach der nöthigsten Toilette, lassen wir den Führer „Cun“, in Canton's Merkwürdigkeiten und deren Erklärung durch einen „Reverend“ eingeschult, aus dem Hause des englischen Pfarrers kommen, welcher den Gottesdienst in Shamién besorgt. Unter dem Gekläffe räudiger Hunde, hellbraun mit schwärzlichem Rachen, treten wir auf die Brücke und setzen zum ersten Male den Fuss unter die übelriechenden Wunder des mächtigen Canton. Wohlversehen mit „Cashs“

(Scheidemünze), sind wir sicher, auf unserem Wege keinen Hindernissen zu begegnen. Ein dumpfes Brausen tritt uns aus den engen Strassen entgegen; der ferne Schall der „Gongs“ (javanisch, denn chinesisches heisst das Wort „hoe-lo“) (Görtz' Reisen) nähert sich und ehe wir noch nicht drei Strassen passirt haben, bin ich bereits durch den tausendfältigen Lärm, den Luftmangel und durch die zu rasche Folge der eigenthümlichen Eindrücke des Tages bis zur grössten Erschöpfung gekommen; ich vermag kaum den Fuss vorwärts zu setzen und bitte um Tragstühle, welche jedoch inmitten des Getriebes nicht so leicht herbeizuschaffen sind.

Welche Serie von Eindrücken! Vermag das ein einziger deutscher Menschegeist in seiner angestammten Pedanterie, mit seinen hausbackenen Anschauungen auf einmal zu erfassen? Wer das Getümmel Cairo's oder Bombay's ohne Erregung an sich vorüberziehen lässt, ist stark; das Treiben Cantons, weil so zusammengedrängt, muss ihn dennoch aufregen. Was die Jahrhunderte hier an Merkwürdigkeiten für uns aufgesammelt haben, was, als angestammt, traditionell aufgehäuft, dem Europäer zur Befriedigung seiner Gewinnsucht dient, das wird unter dem Titel „Handelsinteressen“ nur zu selten mit dem Auge des Philosophen betrachtet. Wie spottet doch solche Massenentwicklung in jeder Richtung den lächerlich kleinen Plätzchen, auf denen bisher der geldgierige Kaufmann als „fremder Teufel“ („fank-wei“) festen Fuss gefasst hat, wie ohnmächtig nehmten sich ihr gegenüber die Erfolge der speculirenden Missionäre aus!!

Wir sind nun in den Westvorstädten. Lange Reihen von Buden auf beiden Seiten, mit dem buntesten Gemische von Reich und Arm, Koolies mit Sänften, Bettlern, Verkäufern,

Ausrufem, Strassenarbeitern, und Bummlern davor, verschlingen gar die Aufmerksamkeit des Beobachters; Frauen sieht man fast nicht. Senkrecht aufgehängte lange Bretter an den Verkaufsläden, mit Papier von allen Farben beklebt und durch Riesenschrift auszufüllen, bilden die Reclame und kündigen dem Käufer den Inhalt der Buden an. Portative Garküchen, Kuchen- und Süssigkeiten-Feilbieter, abgerichtete Karnarienvögel, wandernde Barbieri fallen uns zuerst auf; etliche Leute tragen unrasirtes Haar, es ist das Zeichen der tiefsten Armuth, Verwilderung oder aber auch grosser Trauer, welche in Kleidern hier weiss getragen wird. Nun folgt eine Reihe von Menschenwohlthätern, so: Nägelschneider, Hühneraugen-Vertilger mit ihren kleinen Fussbänkchen und Quacksalber; hat ein Quacksalber eine Bude, so klebt er die alten, verbrauchten Pflaster als Reclame an seine Thür, um zu zeigen, wie ausgedehnt die Zahl seiner Clienten sei. Hier wird Seidendamast, Lack und Porzellan ausgebaut, dort betrügt Einer mit einem Surrogate aus künstlichem Reisbrei, indem er aus solchem Stoffe gefertigte Figürchen, selbst grössere Gegenstände für Elfenbein ausgibt.

Wir treten bei verschiedenen Arbeitswerkstätten ein; die Einen weben Seidenstoffe, die Andern arbeiten in Lack, die Dritten schnitzen Möbel. Besonders die Lackfabrik fesselt mich lange: der Arbeiter paust mittelst Cartons und weissen Pulvers eine Zeichnung, füllt dann auf dem schwarzglänzenden Lackgrunde die Conturen sorgfältig mit einem Pinsel in rother Farbe aus, und hat er endlich Strich für Strich übermalt, so staubt er auf diese klebrigen Linien Goldpuder; dann trocknet die Arbeit und die Goldlack-Kästchen stehen zum Verkaufe bereit. Als wir heraustraten in die Strasse, kaum breiter als die schmalste „Calle“ in Venedig, rollte ein Bettler

zu unseren Füßen im Kothe: die Extremitäten fehlten ihm zum grössten Theile und unter den Füßen der Passanten wusste er selbst bei Chinesen Mitleid zu erregen; vielleicht kann er als Contracter sich auch nicht anders vorwärts bewegen; er gleicht eher einem Kothklumpen und man bemerkt den Menschen nur an der Bewegung und dem ziemlich verschont gebliebenen Kopfe. Mit Entsetzen erfüllt gehen wir weiter; zahllose blinde Bettler winden sich auf dem ganzen Wege durch das Gedränge.

Der Oeffentlichkeit geweihte, in Zellen getheilte Plätze schützen den Dünger vor Entwerthung und in diesem Punkte könnten wir in Europa von den Chinesen lernen, da Nichts für die Bodencultur verloren geht.

C a n t o n .

(Fortsetzung.)

Inhalt. „Cun“, Canton's „City guide“. — Leckerbissen. — Opium Shops. — Götterbilder. — Elegante Läden. — Neue Typen des Strassenlebens. — Schreiende Verkäufer. — Neujahrshände und Gratulationen. — Die Tempel der „500 Genii“ und „des langen Lebens“. — Chinesische Artigkeiten. — Tragsessel. — Leiden der Nase. — Der Club „Concordia hall“. — Reminiscenzen an Dr. v. Haupt. — Noch Einiges über Shamién. — Etiquette des Hauses. — Gestörte Nachtruhe. — Einrichtung der Tragstühle. — Kleinverkäufer. — Bonzengeschäfte. — Spielbuden im Tempelvorhofe und Goldfischzucht in Kübeln. — Annoncen. — Neue Bazars. — Arten des Fächertragens. — Feinschmecker-Restaurants. — Stadtmauern. — Hindernisse an Strassenecken. — Metallpfeifen. — Einkauf von Seidenstoffen. — Tempel der „5 Genien“. — Die mohammedanische Moschee. — Ein Confutsétempel. — „Temple of horrors.“ — Pöbel. — Die Wasseruhr. — „Execution ground.“

Vor einem Fleischerladen hält „Cun“; hier hängen chinesische Leckerbissen, das Fleisch von Hunden und Katzen; auch Restaurants mit bunter Holzverkleidung im ersten Stockwerke, wie Alles, was sich auf Essen und Trinken bezieht, „tschau-tschau“ genannt, zeigt er uns.

Reis bildet wohl den Haupttheil aller Gerichte; aber die Düfte, welche uns von einer dieser „Maisons dorées“ Canton's entgegenkommen, sind die Hauptursache, warum wir uns nicht entschliessen können, von so herrlicher Gelegenheit zur Sättigung Gebrauch zu machen.

Wir kommen vom Regen in die Traufe, freilich von mehreren Gerüchen in eine dumpfe Atmosphäre, welche der Vorläufer eines jeden „Opium-Shops“ ist. Mit dem Todesmuthe des Soldaten und von der Macht des Pflichteifers getrieben, wage ich es, in diese Höhle zu treten; erst sieht man Nichts, hierauf klären sich die Gegenstände, sobald sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, und ich bemerke zuerst im Hintergrunde die schlauen, lauernden Blicke der „Shopkeeper“ (Ladenbesitzer), hierauf erblicke ich links einen Betäubten im zweiten Stadium, einen Anderen im ersten, welcher unermüdtlich seine Miniaturpfeife anzündet, um sie nach drei Zügen von Neuem mit Gift zu versehen, bis auch ihn der Sopor erfasst; ein Dritter promenirt eben nach gethaner Ruhe; er ist bei dem dritten und letzten Stadium angelangt, dem des Katzenjammers. Hohle Augen, eingefallene Wangen, der Tod auf die Stirne geprägt, das sind die Wahrzeichen des frühen Greisenalters an dem Opiumfreunde. Besonders zeigt sich die Wirkung zwischen Jochbein und Mundwinkeln; an dieser Stelle lässt sich vor Allem erkennen, wer diesem Laster ergeben ist. Es gibt übrigens, wie im Branntweingenusse und im Rauchen von Hashish ein gewisses Mass und man erzählte mir von einem Mandarin, welcher es nie bis zur Bewusstlosigkeit trieb und dabei sehr alt wurde. Bei dieser Gelegenheit füge ich einige Notizen ein, welche ich aus Görtz, ferner aus Dr. Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reiches“ entnommen habe. Letzterer gibt eine Reihe von Belegen, „dass überall in China dieselben „Leidenschaften den Menschen beherrschen und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen, wie es in Europa der „Fall ist“; gleiche Farben werden wohl anzuwenden sein, wie

zu Schilderungen für europäische Verhältnisse, aber ich glaube andere Farbenmischungen.

„An die Stelle des Handelsmonopols der ostindischen Compagnie für Opium ist seit 1834 freie Concurrenz getreten.

„Commissär „Lin“ verbot im Jahre 1839 im Auftrage der „chinesischen Oberbehörden auf das Strengste die Einfuhr von „Opium. Capitän Elliot („Superintendent of trade“) übernahm „Namens der englischen Regierung die Verantwortlichkeit und „liess 20.283 Kisten voll Opium im Werthe von 2,400.000 L. St. „zerstören.“ Der Edle findet nun keine Nachahmer mehr im achten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts?!

Nicht die Opium-Affaire allein, sondern „nebstbei „noch eine Reihe von Verletzungen des Völker- „rechtes“ hatten das Mass voll gemacht und zur Kriegserklärung geführt; die Folge war die Blockade von Canton im Jahre 1840; erst 1841 wurde die Stadt eingenommen. „Die „unmittelbare Bedrohung Nankings durch englische Schiffe „brachte die Chinesen endlich zur weisen Umkehr und der „Vertrag von Nanking wurde am 29. August 1842 zwischen „Sir Henry Pottinger und drei chinesischen Commissarien abgeschlossen. Der Handel wurde auf Canton und vier neu- „eröffnete Hafenplätze: „Amóy“, „Fuchau-Fu“, „Níngpo“ „und „Shanghai“ beschränkt.“

„Zweitens: Die Handelsfreiheit war bisher weiter beschränkt „gewesen, weil Waaren, welche die Europäer verkauften, nur „an eine gewisse Zahl der sogenannten „Hongkaufleute“ „geschäftlich abgegeben werden durften; diese Massregel wurde „nunmehr aufgehoben.“

„Drittens: Sollte ein Zolltarif eingeführt werden. Viertens: Hatten die Europäer Exterritorialität, und es bestehe

„Fünftens: Gleichheit im Verkehre zwischen Euro-
päer und Chinesen*)."

Gehen wir weiter: Die Thüren der Kaufläden, deren viele höchst reinlich und fein ausgestattet sind, stehen weit geöffnet; Götterbilder, brennende Räucherstäbchen befinden sich im Hintergrunde; von bunten Papierlaternen glänzen die Aussenseiten dieser Räume, in welchen Kisten und Kasten, Laden und Tische, meist aus dunkelgefärbtem Holze, oft mit Goldleisten eingerahmt, häufig in pedantischer Ordnung und Reinlichkeit gehalten sind.

Der Koolie trägt den Zopf um die Stirne geschlungen (welchen Görtz sehr richtig die „Klingelschnur zu dem Oberstübchen des Chinesen“ nennt); aber das „Läuten“ daran ist ehrenrührig, denn im Zopfe steckt der „point d'honneur“ des echten Sohnes des himmlischen Reiches, während er einem ihm in's Gesicht geschleuderten: „stupid boy“ gegenüber, gleichgiltige, überlegene Mienen annimmt. In den Schreinerläden bemerke ich schöne Arbeiten aus Pallsander und Kisten aus Kampferholz; in einer weiteren nur 6—7 Schuh breiten Gasse, wo die Gefahr, durch Lastträger niedergestossen zu werden, fast drohend wird, obwohl sie ein stetes „Ho-ho“ rufen, sehe ich Droguisten, Mützenmacher, Glaser, Laternenmacher und Curiositäten-Krämer in bunter Abwechslung.

„Fankwei“ (fremder Teufel) höre ich nicht; die beste Medizin soll dagegen sein „Hankwei“ (d. h. chinesischer Teufel). Selten erblickt man in diesen schmalen Gassen die Gerüste, welche auf den Dächern erbaut sind, kaum den blauen Himmel, der in diesen schmalen Strasseneinschnitten nur wie

*) Görtz' Reise um die Erde und Dr. Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reiches“.

ein lichter Streif erscheint; der Tag hat auch wenig Effect und die Enge der Gassen ist wohl ein Präservativ gegen die Hitze.

Abermals passiren wir an Krüppeln und Bettlern vorüber; die Menge der schreienden, plärrenden Verkäufer wird immer dichter und das Gedränge durch den Umstand erschwert, dass fast Alles auf Bambusstangen getragen wird; zuletzt höre ich die nächsten Stimmen, welche mir durch die gequälten Kopfnerven gellen, nur mehr wie das dumpfe Brausen der Meeresbrandung. Einen Höllenlärm vollführen besonders die Fassbinder, welche Unglaubliches auf dem engsten Raume, sowie in der Kunst, sich bemerkbar zu machen, leisten. Schuh- und Schneiderwaaren hängen im Ueberflusse umher. Das Neujahr ist nahe, man kauft dann billiger; alle Schulden werden gezahlt und grosse Papierblumen sowie rothe Gratulationszettel mit Goldschrift und kleine Hände aus Holz als Geschenke getragen; viele Kaufleute von europäischen Artikeln veranstalten Neujahrs-Ausstellungen; der Chinese kauft besonders viele Uhren, aber dann immer paarweise, für den Fall, dass eine derselben stehen bliebe, sowie er auch zwei Schwerter in einer Scheide trägt.

Endlich treten wir, von einer neugierigen Menge verfolgt, in den Vorhof eines Tempels; Dank den Göttern in diesen Mauern, das wüste Geräusch wird schwächer und verzieht sich in der Ferne, je mehr wir dem Centrum des Heiligthums durch die mannigfachen Mauergürtel uns nähern.

Wir sind in den heiligen Hallen des Buddhadienstes, in dem Tempel der 500 Buddhagestalten, Verwandlungen dieser Gottheit in vielerlei Formen; hier aber wird unseres Führers „Cun“ „Pitchen English“ zur gefährlichen Klippe.

Bei der Unfähigkeit, englische Worte richtig auszusprechen, hat sich mit der Zeit im Verkehr zwischen Europäern und Chinesen ein ganz eigenthümlicher Dialect herausgebildet, welcher von der Geschäftswelt, eigens zu dem Zwecke der besseren Verständigung mit den Eingebornen, erlernt wird; indem sich so beide Theile auf halbem Wege entgegenkommen, der Engländer von seinem reinen Englisch etwas abgibt, der Chinese sich bemüht, so viel als möglich die Alltagssprache verständlich zu sprechen, hat nur der Ausländer das Nachsehen, da er gezwungen ist, das reine Englisch und das „Pitchen English“ zu lernen. Einzelne Beispiele seien hier gegeben:

much (viel) = „muchie“ (im Pitchen),

old = „ulo“ (im Pitchen),

catch = „catchie“ (sehr häufig angewendet).

Aus have und give wird „hab“ und „gib“, sowie aus think „tink“ oder „tinkie“ gemacht. Z. B. bei einem Ueberhalten im Preise: „Supposie“ (sehr beliebter Ausdruck); „You tink Europe man numb el one stupid?“ fragt man den Chinesen (ich glaube, Sie halten den Europäer für sehr dumm?)

Alles ist „numb el one“ oder „too muchie“ (vorzüglich oder zu viel). Das „no sábe“ ist aus dem Portugiesischen entlehnt, ebenso macqui (d. h. meinetwegen). (Görtz.)

Görtz giebt uns einen förmlichen Dialog. Scene: (chinesischer Laden.)

Europäer tritt in den Laden.

Chinese: Tschin-tschin!

Europäer: Good morning! How are you?

Chin.: Tank you too muchie.

Europ.: Happy too see you, supposie you hab got dat, handsome Jos pigeon (heilige Geschäfte), I wontée see.

Chin.: No occasion showie bad one — my hab got.

Europ.: Me wantie buy numbel one good (zeigen Sie keine schlechte, ich will gute kaufen).

Chin.: 8 Dollars!

Europ.: 8 Dollar!?! Supposie You squeeze (Mandarinen-erpressung und jede Ueberforderung) too muchie, me no wantie buy. (Man geht zur Thüre.)

Chin.: Gib seven Dollars hab (und $\frac{1}{2}$), no squeeze (dann sind Sie nicht geschnürt).

Europ.: Fibe Dollars!

Chin.: Fibe dollars! Haiyáh! how can? (ah! wie kann ich?)

Der Europäer macht wieder einen Gang zur Thüre; nun will er nicht, man bietet „fibe“ Dollars and a half! und er schlägt ein.

Chin.: Maequi! (meinetwegen) Well supposie, can mackie packie? (einpacken) — can? (kann ich.)

Er packt ein (in China geschieht das sehr gut) und man giebt die Anweisung; hierauf, bei dem Anblicke der Zahlen und nachdem er mit seinem Rechenbrette die Summe gemacht hatte (wie etwa auf der Zählmaschine der Billards), giebt er Papier und Tuschpinsel und nimmt die Anweisung. „Catchie dollars“ (Dollar nehmen), das ist der „Sesam thu' dich auf“ von Canton.

Chin.: „Tschin-tschin“ (Gruss); Verehrung, Höflichkeit und Grütze, Alles wird getschint-tschint (Jos, Eltern, Gräber, Mandarine, Kinder und Leichen).

Das Leben des chinesischen Kaufmanns concentrirt sich um „tschau-tschau“, „tschin-tschin“ und Betrügen.

Das Wort „Pitchen“ oder „Pigeon“ kommt dem lateinischen „res“ (Sache) gleich und bedeutet „business“; „Jos“ ist Alles, was sich auf Religion bezieht, sowie Tempel, heilige Schriften, Processionen, heilige Gemälde; es giebt sogar „Josswines“, in Tempeln erzogene Generationen heiliger Rüsselthiere.

„Rice Pitchen“ sind Gemälde auf Reispapier; „Tea Pitchen“, ein Geschäft mit Thee; „Opium Pitchen“ eine Sendung Opium; „Foolo Pitchen“ ist Narrheit, Unsinn*).

Das „R“ ist der Chinese nicht im Stande auszusprechen; er sagt: numbel one good, handsome, dear; dies ist der Superlativ. Hildebrandt erzählt, dass ein Chinese gesagt habe: „Polussia mandalín, mandalín numbel one“, d. h. Borussia mandarin, best mandarin, deutsch: der preussische Herr ist der beste Herr.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch einige Worte, welche die religiösen Verhältnisse China's darstellen, einfügen. Görtz's treffliche Schilderungen geben auch hier einen vorzüglichen Anhaltspunkt.

„Die Religion in China ist eine durch Rescript verordnete Staatseinrichtung und man könnte dem herrschenden System des Confucius, da er keine Offenbarung, als die in der Natur und dem Menschengenosse liegende kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten.“

„Neben dem Confucius-Glauben ist aber der Buddhismus sehr verbreitet (Buddha oder Fó); er enthält eine Menschwerdung Gottes, spricht von einer Seelenwanderung und beherrscht Mittel- und Südasiens; er soll jedoch in China tief

*) Görtz' Reisen um die Erde.

„gesunken sein und sich in den Händen eines armseligen und „unwissenden Priesterstandes befinden.“

„Das innigste Gebet des Chinesen ist um Geld; geht das „Geschäft gut, dann gibt es tausenderlei „tschin“ und „Jos „Pitchen“ (Opfer)“; dann gibt man Papierschnitzel, Stängel von Sandelholzspänen glimmen vor dem drolligen Hausgotte, man brennt Schwärmer ab und schlägt mit dem Kopfe auf die Erde, welche letztere Religionübung der Reiche gewöhnlich durch Koolies thuen lässt; es soll auch „Gebetmaschinen“ geben, an welchen für eine gewisse Summe auf Papierstreifen Gebete auf- und abgehaspelt werden; diese habe ich nicht gesehen.

Der Buddhacultus hat auch im Innern seines Gebäudes Fäden nach allen Seiten ausgespannt, welche die Verbindung unter den Gleichgläubigen erhalten; so kann man z. B. in „Kándy“ (Ceylon), wie Görtz erzählt, eine Stiftung chinesischer Wallfahrer finden, sowie auf Jáva und in Indien dieser bestimmte Cultus häufig auftritt, derselbe, welcher auf der Insel Hónam bei Canton zu Ehren der „vier himmlischen Könige“ und der „drei köstlichen Buddhás“ betrieben wird.

Die Priester in Canton erstaunen mich durch ihre grosse Aehnlichkeit mit den katholischen Geistlichen in Tracht, Betragen und rituellem Auftreten. Die Ehelosigkeit, die Tonsur (die Mönche tragen keine Zöpfe), der Rosenkranz, die Gebete in unverständlicher Sprache, der Altardienst in Opferform, die Einrichtung von Nonnenklöstern, das sind Dinge, welche an den ausgeübten katholischen Glauben erinnern.

Davis in seinem „China during the War and since the Peace“ lässt sich über dieses Thema gründlich aus.

Dass ascetische Extravaganzen, wie z. B. der Schwindel mit den Säulenheiligen etc. etc., dem Buddhismus entlehnt sein sollen, ist in diesem Buche nicht ausgesprochen; „aber gerade die Punkte, welche von der evangelischen Kirche ausgestossen und als nicht schriftgemäss von ihr verworfen werden, sind im Katholicismus und Buddhismus beinahe übereinstimmend.“ Geben wir Beispiele: „Der Thibetanische „Dalaí Láma“ ist der katholische Papst und die buddhistische „Königin des Himmels“ entspricht ja ganz der Madonna der römischen Kirche.“ Noch weiter: Sogar der Heiligenschein findet sich nach Görtz in den buddhistischen Tempeln von „Ajunta“ in Indien.

Kehren wir zu unserem Tempel zurück, welcher freilich, wie alle seine Genossen, wenig künstlerisch Interessantes, sowie auch gar nichts Malerisches bietet; was ich darin sehe, ist eher eine Carriatur alles Lebens, alles Ideals und aller Würde in Religionsausübung.

Grosse „Gongs“ (chinesisch „shoe-lo“), Leuchter, Gebetkerzen, schlaue trinkgeldgierige Bonzen-Gesichter und absonderliche, oft riesige Fratzen in Vergoldung, bilden die Staffage dieser feuchten Hallen, vor denen heilige Schweine sich im Schlamm wälzen; bisweilen interessirt eine Schnitzerei, fällt ein hübsches Bronzegefäss auf oder fesselt die Lächerlichkeit einer Heiligenfigur; Buddha's Fussstapfen werden, (wie in Egypten die Ruhestätte der heiligen Familie in jeder koptischen Kirche), hier in jedem Tempel gezeigt. In den Höfen legen die Priester auch Spielbanken auf und keine Nation ist dem „Hazard“ so sehr ergeben wie der sparsame Chinese.

Wir treten in dem „Tempel des langen Lebens“ ein. Ein fetter, fast über das Mass wohlbeleibter, lächerlicher

Altargötze fühlt sich in seiner halbdunklen Nische und in der Rolle des „langlebigen Garçons“ sehr heimisch und zufrieden mit der gezollten Verehrung; das Bild der Gesundheit, sitzt er, freundlich lächelnd, vor mir und ich wünsche dem Götzenbilde, dem leider nur im Holze so zuvorkommenden, noch recht langes Leben und frohe Tage, viele Opfer und weniger Bonzen in der ungemüthlichen Umgebung der feuchten, geschwärzten Mauern.

Nun gieng es wieder hinaus in die Pracht und das Elend, die hier so Arm in Arm wandeln, wie kaum London es zu bieten vermag, so enge zusammengedrängt, dass man die Augen staunend öffnet, Mund und Nase aber sorgfältig verschliesst, denn ich kann mich nicht entsinnen, in meinem ganzen Leben einer raffinirteren Vollkommenheit im Angriffe auf die Geruchsorgane begegnet zu sein, als im Umkreise dieser heiligen Gebäude. Das ist die Essenz alles Unflathes, der Ausdruck des tiefsten Elends durch Uebervölkerung, neben die verschwenderische Nonchalance des Reichthums hingesezt.

Die Chinesen haben etwa 6—7 Typen, die sich auf ihren Gesichtern bei Hoch und Niedrig, Arm und Reich stets in fast lächerlicher Präcision wiederholen; die geringen Unterscheidungsmerkmale an den Köpfen treten noch weniger hervor, da die Kleidung sich höchstens bei Würdenträgern (Mandarinern) von der übrigen Bevölkerung unterscheidet, sonst aber eine Distinction nur in der grösseren oder geringeren Reinlichkeit zu suchen ist; der Arbeiter hat ausserdem, da er hier nackt arbeitet, eine kupferbraune Haut, während der vornehme Chinese meist bleichgelb und aufgedunsen, sowie bei der Bartlosigkeit jünger und platter aussieht, denn der Bart ist das Vorrecht des Alters und das Alter ist eine solche Aus-

zeichnung, wie sie nur den Höchstgeehrten zu Theil wird! Ein höflicher Wirth benützt diese Anschauung, um dem Gaste sofort 10.000 Jahre hinaufzurechnen, worauf man mit einer Artigkeitsfloskel von 100.000 erwiedert.

Meine Müdigkeit zwingt uns, nachdem wir endlich drei Tragsessel gefunden hatten, in deren ersterem „Cun“ voranzieht, auf diese Weise den Weg fortzusetzen; neun Träger, bei jedem Stuhl drei, bringen uns im raschesten Tempo, unter unausgesetztem Warneheule, Aechzen, Keuchen und Stöhnen unter der Last, um unser Mitleid zu erregen und mit demselben einige „Cashes“ mehr auszupressen, vorwärts; bei der ungleichen Schulterhöhe der zwei vorne hintereinander Gehenden und des einen rückwärts Nachstossenden, wird die Bewegung bald recht unangenehm, lästiger als auf dem Rücken eines gleichmässig dahinschreitenden Kameels; das Wanken und Hüpfen greift den Magen an, wenn nicht schon das Schreckliche, welches die Nase zu leiden hat, bereits Folgen in dem europäischen Organismus erzeugt hat.

Der Asiate schreit bei der Arbeit immer, wie der Afrikaner; die halbe Kraft geht dabei verloren, aber diese Aeusserungen gehören zum Lebensprocesse des Koolies und die Energie braucht in solchen Klimaten gegenseitige Aufmunterung.

Da sich mein „Tiffin“ von heute Vormittags in bedenklichen Aufruhr versetzte und mein Magen sogar Anklänge an die Seekrankheit fühlte, trieb ich die Carawane nach Hause und vor Herrn Mestern's Haus angekommen, verliessen wir die lästigen Transportmittel. Eben trat die zarte Hausfrau am Arme des Gatten aus der Thüre, eine freundliche, junge, deutsche Mutter; wie wohl thut in solchen Ländern der Einblick in ein derartig edel aufgebautes Familienleben; hier

herrscht die Milde, über das ganze Haus ist Wohlerzogenheit ausgestreut, und während der Conversation begegnet man wieder feiner nordischer Bildung und dem zarten, zurückweisenden Frauensinne; zwei reizende Kinder umtändeln die Kniee der Glücklichen, während Erinnerungen aus Europa wie Lichtstrahlen durch den Dialog ziehen. Die rauhere Aussenseite des trockenen Geschäftsmannes zieht meinen Reisegefährten mehr an, als die ihm nicht genehmen kritischen Gesprächstoffe, bei welchen ein rasches Ueberspringen auf andere Gegenstände mildthätig übersehen werden muss; ich vermeide ängstlich jedes Gespräch über Kunst mit ihm, da er zu heftig seine Ansichten geltend macht.

Ein Herr Ottomeyer, Comptoirist des Hauses, schickt uns seine Karte und bietet uns seine Begleitung zur Kegelbahn und zum „Bar“ des deutschen Clubs „Concordia Hall“ an. Dort mache ich die Bekanntschaft des Vertreters Deutschlands, eines genauen Kenners des Chinesischen und der staatlichen, sowie socialen Zustände, da er früher längere Zeit in Peking gelebt hatte. Ich finde überhaupt, dass das Studium der chinesischen Sprache hier mehr betrieben wird, als man in Europa glauben sollte; mit den 214 Wurzelwörtern (Zeichen) ist das Studium ja nicht hoffnungslos*) und Lesen und Schreiben ist bei dem Volke allgemein. Können wir das in Europa behaupten? Man erzählt mir, dass das Klima Canton's, weil trocken, im Sommer viel gestünder sei, als das von Hongkóng. Mr. M. erwähnt mit Anerkennung die Verdienste Herrn Lüders', eines trefflichen Juristen.

Auch Dr. von Haupt, welchen wir am 2. und 3. December 1873 in Pointe de Galle gesprochen hatten und der

*) Görtz' Reisen um die Welt.

uns damals freundliche Rathschläge für Ceylon ertheilte, ist hier wohl bekannt; ich erzählte, dass er via Calcutta und Bombay nach Europa zurückgekehrt sei und wies seine Noten, welche er mir mitgegeben hatte betreffs Cun's und etlicher Kaufleute in Canton, vor; der witzige Münchner mag so manche heitere Stunde in diesen kleinen Kreis von Deutschen gebracht haben.

Drei Brücken verbinden das Settlement mit der Stadt; eine derselben hat ein Gitter und ein Constabler mit chinesischem Lampenschirmhute öffnet bei dem Herannahen europäischer Tragstühle, deren jedes Haus einige besitzt, oder für dazu gehörige Dienerschaft den Verschluss und salutirt ehrerbietig; er hat nebst dem bunten Deckel auf dem Kopfe noch den gewöhnlichen „Club“ (Stab) in Händen und seine übrige Kleidung ist halbchinesisch.

Ein hübscher Quai mit Landungstreppen gewährt eine ziemlich schattige Promenade und den Ausblick auf den Strom, in welchem mehrere Dampfer (ein portugiesisches Kanonenboot, welches den Gouverneur von Macao gebracht hatte, ein chinesisches von gleicher Grösse und etliche Handelsdampfer) liegen.

Die Häuser gleichen denen in Hongkóng; Verandahs hinter Rundbogen, in den unteren Stockwerken Gitterfenster, Strohmatten zum Schutze gegen die Sonne und Strohstühle (das bequemste Einrichtungsstück in den Tropen), schmücken die Aussenseiten des Hauses; in der Vorhalle liegen oft Waarenballen und warten die Tragstühle ihrer Herren.

Das ganze Settlement gleicht eher einem eleganten Badeorte und die Abgeschlossenheit durch Wasser auf allen Seiten deutet auf die erst jüngst (wenigstens scheinbar) geschwundenen Gefahren durch Chinesenaufstände.

Die Avenuen sind in der Mitte mit Grasflächen bedeckt und die Gehwege auf beiden Seiten mit Bäumchen bepflanzt, denn Wagen hat man hier nicht; vor jedem Hause grünt ein Vorgärtchen.

Man reitet viel auf guten, starken chinesischen Doppelponeys. Das Leben ist zwar kleinstädtisch, pedantisch und eintönig, aber Alle kennen sich gegenseitig und man geht zu Tische, uneingeladen wie in einer Familie. Die Ankunft eines Touristen, wenn auch ein häufig wiederkehrendes Ereigniss, wird viel besprochen und man sieht die fast zur Pflicht gewordene Salontoilette beinahe täglich auf den Gassen.

Vor der Tafel kleiden wir uns um, plaudern, nachdem die Hausfrau sich, echt englischer Sitte folgend, mit dem letzten Gange entfernt hatte, bei Cigarren und Café, um zuletzt wieder im Salon beim Thee über alles Mögliche zu conversiren; wie wohl thut wieder einmal eine deutsche Conversation mit gebildeten, uneigennützigem Menschen und unter dem Einflusse regelmässiger Hausordnung!

Des Nachts lässt mich das Rufen der Constabler, welche sich gegenseitig wach halten, das ferne Tosen und Schreien, welches von der Stadt herübertönt, und das Knattern der Neujahrsschwärmer, nicht einschlafen; ein langer Monat zur Qual der Europäer schliesst diese Festlichkeiten in sich; Mosquitos secundiren die fernen Gongschläge und eine Ratte im Kasten weicht selbst dem Klatschen meiner Hände nicht, sie nagt an dem Holze ungestört weiter. Auch hier sollen es die weissen Ameisen, die stets senkrecht aufwärts arbeiten, zu Stande bringen, im Laufe der Jahre Mauern zu demoliren.

Jener Kunstreiter (Gauthier), welchen ich zwischen Ceylon und Bombay kennen gelernt hatte, ist auch hier bekannt; ich

habe seiner Zeit seine Erlebnisse an anderer Stelle genau wiedergegeben.

Der 5. Februar brachte uns sehr früh auf die Beine. Die Nähe des Schweinemarktes über dem Canal drüben und das Gekreische der, vom Lande gebrachten und befühlten, zu verkaufenden Stücke, gehört wohl nicht zu den narkotischen Mitteln.

Wir nehmen bei dem heutigen Ausfluge, als „gebrannte Kinder, welche das Feuer scheuen“, wohlweislich sogleich Stühle, um die Ermüdung zu vermeiden, da der heutige Weg länger werden dürfte, als der gestern zurückgelegte.

„Cun“ voran, geht es im raschen Tempo durch die schmalen Adern des chinesischen Verkehrs in den Westvorstädten. Wer mich dahin setzt und allein lässt, verschuldet mein Leben, denn aus diesem Irrgarten von Ecken, Schmutz und hohen Häusern fände ich mich niemals hinaus; wir begegneten auch nur sehr wenigen Europäern, wie Jeffreys mit dem englischen Consul, welche eben in einem Laden Einkäufe machten, umstanden von einer grossen Zahl Neugieriger; sieht man einzelne europäisch gekleidete Männer durch das Gedränge huschen, dann kann man sicher sein, es mit christlichen Missionären zu thun zu haben; die gefährlichste Lage für den Fall eines Aufstandes hat jedenfalls das französische-Consulat, welches, ganz umgeben von chinesischen Häusern, in einem prachtvollen Gebäude mit trefflich gehaltenem Parke Platz genommen hat.

Diessmal, da wir die Westvorstädte nur durchkreuzen, habe ich Zeit, mir das Innere meines Tragstuhles zu betrachten, obwohl das Notiren bei der stossenden Bewegung fast zur Unmöglichkeit wird; eine kleine Blumenvase mit frischen

Nelken hängt an der Seite des geschlossenen Vehikels, Seiden-
vorhänge an den Fensteröffnungen, eine Strohecke am Boden
und ein Spiegelchen bilden die Einrichtungsstücke dieses kleinen
Zimmers.

Wieder geht es an Tempeln, Shops aller Art, Bücher-
ständen, Geldwechslerbuden, Seidenstoffverkäufern, unzähligen
Kleinhändlern mit Holz, Fischen, Gemüsen etc., an Koolies
mit schweren Lasten und bei dicht verschlossenen Tragstühlen,
in welchen sich wohl Frauen befinden dürften, vortüber. Was
getragen wird, ist an Bambus gehängt. Bambus ist überhaupt
in China sehr nützlich; aus ihm macht man Flösse, Bau-
gerüste, Raaen, kleine Stützen für Fingernägel, elastische Trag-
bahnen etc. etc. Hier verkauft Einer „grass cloth“, den
bei Europäern so beliebten chinesischen Battist; man erzählt,
dass ein chinesischer Schneider, welcher eine Hose als Muster
erhalten hatte, um hiernach eine neue zu machen, ein solches
Stück Tuch als eingesetztes Hilfsmittel an dem Modelle be-
merkt habe und in seinem Kunstwerke bei der Copie am
gleichen Platze den Flicklappen eingesetzt habe!!

Spielbuden in den Vorhöfen der Tempel beschäftigen
grosse Mengen; Kinder hungern an den Wänden umher; end-
lich zeigt man uns auch Goldfischchen in Kübeln, wie ich sie
absonderlicher nie bemerkt hatte, zum Verkaufe bereit stehend;
auch diess ist ein Erwerbszweig der Priester.

10—12 Schuh hohe Annoncen fallen mir auf dem Weiter-
wege in die Augen und die Wand war an vielen Stellen mit
bunten Anschlagzetteln beklebt. Nun geht es wieder durch
ein Chaos von Fleischerbuden, Bäckershops, Krüppelgestalten,
Buddafratzen, Bambusflechtern, Wachsziehern, Theehäusern mit
fürstlicher Ausstattung, Apotheken, Tabakverkäufern, Webern,

Stoffkrämern und Schnitzern; Götzenschnittwerke, sowie aus Elfenbein und Bambus geschnittene Zierrathen, geschnittene Steine, Weihkessel und Figuren aus Bronze, altes und seltsam geformtes Porzellan, Schachteln von Siegelerde, chinesische und japanische Lacksachen zu sehr hohen Preisen werden allüberall ausboten.

Ist ein Object von hohem Kunstwerthe, so nennt das der Chinese „too muchie curio“ (zu viel merkwürdig). Später hatten wir bei einem Ausfluge mit Mestern, auf den ich wieder zurückkomme, eine sehr lächerliche Probe von „Pitchen-English“ zu bestehen. In den Läden findet man „Jos“ (Gottheit, Altar), umgeben von wohlriechenden Kerzen, eine Art von Hauscapelle. Auch Malereien besehen wir; diese sind auf Reispapier gemalt. Görtz behauptet, man sei noch nicht enig, ob dieses Papier aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes oder, wie Andere behaupten, aus dem Marke einer Sumpfpflanze bereitet werde. Er erzählt von einem chinesischen Hogarth, welcher, wie in „Rake's progress“, das Leben eines Wüstlings von Stufe zu Stufe darstellte, und das Treiben und Sinken eines Opiumrauchers trefflich in 12 Blättern vorführte; bei dem letzten Bilde soll der Verkäufer mit einer mitleidigen Fratze ausgerufen haben: „too muchie poor!“ (gar zu arm).

Auch Handzeichnungen in Tusch von grosser Feinheit wurden uns vorgewiesen; das Schönste und in Kunstfertigkeit Unerreichbarste ist sicherlich jene Sammlung von Blumen und Vögeln in Wasserfarben, die wir mit Mestern besehen.

Wandelnde Gecken tragen den Fächer, den sie gerade nicht zum Schutze gegen die Sonne benützen, hinter dem Genick in das Kleid gesteckt und den Zopf über die Schultern

vorgezogen, indem sie mit den Fingern damit spielen. In buntem Gewirre eilen mir die Eindrücke alle viel zu rasch und schneller, als man sie hintereinander setzen kann, sich folgend, ausstehend, gegenseitig überschattend, an den Augen vorüber.

Neben den Gourmand-Restaurants überbieten sich arme Garküchen zu ebener Erde in qualmenden Gerüchen, während dicht dabei getrocknete Enten und Gänse, flach geschlagen und von Schweinefett glänzend, bald den Duft von Rosen, frischem Brod, Lavendel, Räucherholz, bald den Hauch von Ambra und die Wohlthat des Rosenwassers aus den nächsten Boutiquen verdrängen; aber fleghaft drängen sich die Miasmen aus den Gossen empor und ringen eine Zeit lang, aber machtlos, mit dem betäubenden Dunste der „Opiumshops“, der Gewürz- und Gärberladen, ja selbst der Koolies, die mühsam ihre gemüse-, blumen- oder obstbeladenen Doppelkörbe, an Bambusstangen über die Schultern gelegt, balancirend durch die drängenden Massen fortbewegen.

Behäbig schreitet der reiche Kaufherr und der Bonze durch die Strassen, ängstlich eilt der Verbrecher oder der hohlwangige Opiumraucher an uns vorüber; der Europäerfeind blickt verächtlich auf unsere „Chairs“ und wie von Furien getrieben, wogt, stösst und drängt die grosse Menge plärrend, schimpfend, sich zurufend, um die Ecke, in eine neue Verkehrsader, welche eben so enge, wie die eben verlassene, die ganze Schaar von Zeit zu Zeit in Stauen versetzt, bis sich die beiden Menschenströme ausgleichen und vermischen. Es ist zu viel! Und dennoch: Das Auge darf nicht ruhen! Wer lernen will, muss sehen, und wiederum raffte ich meine ermüdeten Sinneswerkzeuge zu neuer Arbeit auf.

Endlich rettet uns die Stadtmauer; aber nur kurz ist diese Pause; der Menschenzufluss staut auf einer Brücke; sobald diese überschritten ist, betreten wir die innere Stadt; diese unterscheidet sich von den vornehmer gehaltenen Westvorstädten nur durch noch grösseren Schmutz und die Ausstattung von Läden und Häusern erreicht den Grad tiefsten Elends. Aber dennoch sind hier wiederum die grössten Gebäude-Complexe, welche den Touristen anlocken, und die interessantesten Punkte für den Fremden hat man gerade innerhalb der Stadtmauern zu suchen; wir haben einige Gotteshäuser vor uns; freilich sieht ein Tempel dem andern im Grossen und Ganzen ähnlich; aber dennoch hat jeder derselben ein Merkmal, das ihn besuchenswerth macht.

Die Strassen sind nun nicht mehr breiter, als 6 bis 8, höchstens 10 Schuh, und wenn der Tragstuhl mit den langen Stangen um die Ecken biegen soll, dann sucht man vergeblich nach einer Lösung dieses Räthsels; aber es geschieht, wenn wir auch öfters unseren Platz verlassen und die Koolies ihre Transportmittel zu obigem Zwecke senkrecht aufstellen müssen; stetes Zurufen der Koolies von vorne zeigt dem Letzten die Hindernisse jedesmal in Form unartikulierter Töne an; von Zeit zu Zeit wechseln sie die Plätze an den Stangen, welche ihnen tiefe Striemen in die Haut eindrücken.

Das Tempo ändert nur selten. Mein schwererer Reisegefährte wird nicht so gerne aufgehoben und das Zögern der Koolies in solchem Falle ist sehr erheiternd.

3 Dollars 75 Cents (circa 20 Fres.) kostete ein schön gestickter Seidenstoff, den ich heimbringe; er erregte das Wohlgefallen aller Frauen, denen ich diesen Stoff vorwies und auf dem Dampfer von New-York nach Bremen rieth man auf einen

Werth von 100 Dollars! Wenn ich auch diesen Preis für übertrieben halte, so hätte der Stoff überseeisch dennoch wenigstens das Achtfache gekostet. Er fiel in Seewasser mit meinem Koffer bei „Hobokenferry“, aber die Rohseidenstickerei blieb unversehrt. Auf der Pacificbahn trug eine Dame einen fein gestickten Seiden-Schlafröck, welcher nach ihrer Angabe aus China kam und 100 Dollars gekostet hatte, während dasselbe Kleidungsstück, in Amerika fabricirt, auf 600 gekommen wäre; so billig ist die Arbeit, so gering ist der Lohn in Folge der Concurrenz durch Uebervölkerung. „Cun“ raucht im Laden eine Metallpfeife, die ihm vom Besitzer artig angeboten wird und ich beobachte diesen Vorgang genau: Das Instrument aus Messing hat einen breiten Boden und ist eine Art von Hypertrophie eines Ulmerkopfes, unten mit Leder umwickelt, oben mit einem kleinen Schälchen versehen und besitzt ein weit geschwungenes Mundstück aus Bein; nach je drei Zügen wird ein Stück oben ausgehoben, die Tabakasche herausgeblasen und mit der Lunte der wieder frisch eingestopfte Tabak neu entzündet, dann kommen wieder die drei Züge und das langweilige Gebahren wird immer mit wunderbarer Geduld erneuert; fürwahr! ein gemüthlicheres, bequemerer Rauchen kann man sich nicht wünschen; die Hand hat dabei mehr zu thun als der Mund!

Unser nächstes Ziel ist der Tempel der „fünf Genien“ und dann die „mahomedanische Pagode“, letztere von arabischen Kaufleuten im Mittelalter gegründet; das alte, buschbewachsene, halbzerfallene, zeitgeschwärzte „Minarét“ ist sehr malerisch.

Dem Confutsé-Tempel galt die nächste Route; überall fanden wir das gleiche barocke Bilderwerk, die gleichen

kahlköpfigen Priestergestalten, welche um Trinkgeld in Form kleiner metallener Kreuzchen im Werthe von 10 Cents betteln; die aufgestellten Gongs, auch eine Glocke befand sich, umgeben von, in langen Spiralen aufgehängten Räucherkerzchen, welche etwa dem „ewigen Lichte“ des katholischen Cultus entsprechen dürften; auch die Laternen und der Schmutz, sowie immer wieder der Spieltisch, das Gaffen und Schreien der Kinder beim Anblicke der Europäer verfolgt uns hieher, wie überall; endlich bemächtigt sich meiner auch hier das Gefühl des Eckels neben dem des grössten Staunens über die mächtige Arbeitsthätigkeit, welche bei solch' geringem Lohne, in Folge der riesigsten Concurrenz, in diesen engen Canälen des Verkehrs, diesen elenden Spelunken, in welchen der Arbeiter halb auf die Strasse hinaus hocken muss, ihren Sitz hat.

Die Lehre Confucius' ist über 2400 Jahre alt und Confutsé war ein Zeitgenosse des Pythagoras. Dieser Glaube bildet die Grundlage des chinesischen Reiches und beruht auf der „väterlichen Gewalt“. Görtz sagt: „Das Kind unter dieser väterlichen Gewalt ist das chinesische Volk“, es sei: „aber schon in der zweiten Kindheit angelangt, in der der „Altersschwäche“. Das möchte ich bestreiten und meine Behauptung findet im Laufe dieser Zeilen zu schlagendé Beweise, um die Oberflächlichkeit des vorhergegangenen Citatés bezweifeln zu lassen; denn in der Gewinnsucht, finde ich, liegt ein grosser Hebel, um ein Volk über dem Niveau der Verflachung zu erhalten und in Nord-Amerika, dem aufblühenden Culturstaate, ist dieselbe ja auch einer der grössten Factoren von Unternehmungen und Pionnierthum. Wo soll man denn beginnen, um über Nationen ein Urtheil zu fällen, als in der schaffenden, arbeitenden Classe? Freilich recrutirt sich unter

den Mandarinen eine Art von Aristokratie der Bildung, des Wissens, mehr durch ein gewisses Quantum, wie durch die Qualität des verschlungenen Lehrstoffes; aber ihrer Bestechlichkeit, Energielosigkeit und ihren Gewaltakten neben der Willkühr, Grausamkeit und Rechtlosigkeit vor Gericht gegenüber, muss der bestgesinnte Lobredner verstummen.

Als ein grosser Anhaltspunkt für die Feinde chinesischer Cultur ist die Vielweiberei sehr oft auf das Tapet gebracht worden; ich läugne nicht, dass sie der grösste Fluch des Familienlebens sei; aber auch hier gibt es eine „erste“ Frau und das Haremsystem im Oriente hat ja schon bestanden, als die Araber in der höchsten Blüthe ihrer Entwicklung die Nordküste Afrika's und Spanien beherrschten; sie ist durch das Klima bedingt, dort wie hier. Die chinesischen Frauen werden wie eine Waare behandelt und gekauft. Nach Görtz kostete eine sehr hübsche 100 Dollars, sonst etwa 30; Reiche gaben bis zu 5000 Dollars. Man kann die Frau verkaufen; bei der Kinderzählung wird nur nach Söhnen gerechnet. Die natürliche Folge ist, dass die chinesische Frau auf so tiefer Stufe steht; sollte aber die Ueberzahl weiblicher Geburten nicht auch ein Grund sein, warum im chinesischen Staate Vielweiberei gestattet ist?

Der Feigheit, Grausamkeit und Wollust, die meist Hand in Hand gehen, stellt sich Standhaftigkeit im Leiden, ein gemeinsamer Zug der Asiaten, sowie passiver Gehorsam gegenüber.

Betrachtet man aber nur die sorgfältige Bodencultur und die stete Annäherung an europäische Institutionen in den Colonien, so kann man nicht behaupten, dass sich das chinesische Reich im Zustande der „Altersschwäche“ befinde.

Was die christlichen Missionen geleistet haben, halte ich von geringem Werthe. Treten sie jedoch, wie in Canton, in Verbindung mit Wohlthätigkeitsanstalten, wie Armenhäusern und Spitälern auf, dann haben sie die grösste Berechtigung, denn sie wirken dann auf Körper und Seele in gleicher Weise ein.

Die katholischen Missionen haben, wie ich schon erwähnte, in China grössere Erfolge, als die protestantischen; aber wie soll der Gotteswortverkündiger dem Neulinge Ehrfurcht einflössen, wenn sogar über das Wort „Gott“ die Missionäre verschiedener Secten noch nicht einig sind. (Nach Görtz nennen ihn die Katholiken „Tien-choo“, Herr des Himmels.)

Wären wir nicht durch die Wände und Lehnen unserer Tragstühle geschützt (wir haben heute Hongkong-bamboo-chairs), wir müssten mit dem Ellbogen nachhelfen, denn das Sichern freier Bewegung mit eigener Faust in solchem Gewirre und das Sammeln, sowie Festhalten von Eindrücken, kann unmöglich Hand in Hand gehen. So schleudere ich denn halb kurrent, halb stenographisch bei der, dem Schreiben so ungünstigen schwingenden und hüpfenden Bewegung unserer Stühle, mit dem Blei alles durch Gedanken und Fingerschnelligkeit Erreichbare auf die Seiten des Notizbuches, das mit einem Gewühle von Hieroglyphen bedeckt ist.

Das Pflaster auf den Strassen macht mir keinen schlechten Eindruck; jedenfalls ist der Koth geringer, als in früheren Zeiten und vor 10 Jahren mussten Besucher Cantons hohe Stiefel tragen, um durch die unergründlichen Tiefen zu waten.

Wir besuchten ausserdem noch einen jener barocken Tempel, den Ausbund des eckelhaftesten Styles, welcher sich von den übrigen nur dadurch unterscheidet, dass in ihm zu

beiden Seiten hinter Gittern, gleich wie man in Stationen auf Calvarienbergen die Leiden Christi darstellt, die Höllenstrafen des Buddhismus täuschend wiedergegeben sind; darum heisst er auch „temple of horrors“ (T. der „Schrecken“). Es sind aber sämtliche Strafen von streng irdischem Gepräge, wie: Sieden, Zersägen, Zerhacken, Köpfen, Schmoren etc.; rund umher lungert eine Menge von Gesindel und der Geruch der ausgebotenen Cerealien ist unerträglich. Finden wir hier nicht wieder einen katholischen Zug, einen Nachklang aus jener Marter- und Lebensertödtungslehre, deren Grundgedanke Entbehrung und Abtödtung ist? Auf solchen ritualen Aehnlichkeiten gründet sich der oben erwähnte Erfolg der katholischen Mission in China; das „Nazarenethum“, klingt als verwandte Seite in Beiden; warum doch des Buddhismus' poetische Lehre von der Reinigung durch Seelenwanderung in der christlichen gänzlich vermisst wird?

Wiederum ziehen wir an einer Reihe von Victualienverkaufsbuden vorüber, wo Unrath und Eckel eine Concurr^{enz} mehr zu fürchten haben, da das Nahrungsmittel freundschaftlich die Stätten seiner chemischen Verarbeitung aufsucht, denn die Verkäufer führen hier, ohne jeglichem Kleidungswechsel, im tiefsten Kothe der Entsittlichung versunken, wie in Schweinställen zusammengedrängt, ein rüdiges Leben.

Angewidert bis zum Aeussersten, that es uns wohl, nunmehr etwas technisch Eigenthümliches zu betrachten; „Cun“ geleitete uns nämlich auf den Thurm der Wasseruhr, in welchem diese, aus vier sich verjüngenden Gefässen, die durch Röhren communiciren, bestehend, aufgestellt ist; das oberste giebt Wasser ab und dieses rinnt in bestimmter Zeit, wonach der Röhre Dicke bemessen ist, in drei kleinere ab.

Die unterste Schale, wenn sie sich langsam füllt, hebt dabei einen, mit einer Scala versehenen Stab empor, an welchem die Stunden abzulesen sind; jede neue Stunde wird durch ein Brett, mit ungeheueren chinesischen Charakteren beschrieben, welches bei einem Vorsprung ausgesteckt ist, dem Publikum kund gegeben.

Auf der Gallerie dieses Thurmes konnte man wieder frei Athem schöpfen und hatte eine hübsche Aussicht in die Ferne und auf die gerüstreichen Dächer der riesigen Stadt, auf welchen in Thongefässen Wasser gegen Feuersgefahr aufbewahrt ist. Gerne bliebe ich noch hier oben stehen, aber wir müssen wieder hinunter in das schwüle Gewirre, welches in der Dunkelheit der Strassen kaum erkennbar, sich endlos verwickelt und entgliedert; verworrenes Geschrei hängt tausendfältig in der Luft und ich werde deutlich an den Eindruck erinnert, welchen mir auf Fort Sant-Elmo über Neapel die Mischung von Rufen der Verkäufer gemacht hatte, von denen ein Schriftsteller sagt, dass nach seiner Berechnung 50.000 in der Secunde ertönen; in diesem Falle kann man auf unserem Standpunkte, über dem Centrum des Verkehrs in Canton, ruhig auf 100.000 in diesem Zeitraume rechnen.

Den Schluss dieses erschöpfenden Tages bildet der „Execution ground“, von Töpferwaaren umgeben, ein wahrhaft düsteres Finale zu der heutigen Theatervorstellung. „Cun“ trat voraus und hielt sich sofort die Nase zu; da man mir erwähnt hatte, es sei in den letzten Tagen kein Opfer hingerichtet worden, unterliess ich diese Vorsichtsmassregel und es war leider zu spät; schon hatte ich von dem penetranten Geruche des faulenden Blutes eines erst gestern Hingerichteten eingeathmet; verwesende organische Stoffe

anderer Art erhöhten den Reiz dieses Henkerparadieses. Die Fetzen und Kleider, vielleicht wohl auch der Rumpf des Geköpften darunter, liegen dort in der Ecke; „Cun“ weist auf Töpfe, in welchen man die Köpfe aufbewahrt; aber ich hatte genug, ich war wirklich nahe daran, ernstlich unwohl zu werden und ich trat weg von dieser Stätte des blutigen Schauders, deren Besuch ich mir gerne erspart hätte, wenn man, als Tourist, gegenüber dem Gastfreunde nicht auch die Verpflichtung hätte, seinen Rathschlägen zu folgen. Als ächter Chinese wollte „Cun“ meinen Eckel nicht zugeben; ich aber warf mich in die Ecke des Tragsessels, liess den grausamen Führer sich an dem Anblick noch weiterhin weiden, schloss die Augen und war froh, den Rückweg anzutreten, verfolgt von dem Geschnatter neugierigen Pöbels. Der folgende Tag sollte ohnediess widerliche Eindrücke genug bieten; abermals ging es unter den Stadtmauern durch, über Brücken kreuz und quer, unter fortwährendem Kreischen, Stöhnen und Aechzen der schwer ermüdeten Träger und dem Schimpfen gestossener Koolies, weiter; hüpfende Kinder rufen uns zu, die wenigen Weiber der Menge thun sich durch Stimmengeschnatter hervor und die Strassenverkäufer preisen uns spöttisch heulend ihre Waaren an.

Köstlich riechende Früchte in einigen Läden entschädigen während weniger Minuten die Geruchsnerven für all' das Erduldete; aber auch diese Erquickung zieht vorbei, schnell und trügerisch, wie sie gekommen. Magen und Kopf sind auch heute wieder in gewaltigem Aufruhr; als wir erschöpft anlangten, zahlten wir für drei Stunden bei jedem Tragstuhl 1 Dollar (über 2 fl. ö. W.) und ein köstliches Frühstück labte unsere hungrigen Seelen nach 12 Uhr an der Seite von Herrn

und Frau Mestern, welche uns durch ihr anziehendes Gespräch wieder aufrichteten und auf heitere Ideen brachten.

Wir fanden einen Abschiedsbrief des Herrn Sartorius, welcher an diesem Morgen Canton verlassen hatte, um das Schiff für Manila nicht zu versäumen.

Man sprach von den trefflichen Feuerlöschanstalten der Chinesen; merkwürdiger Weise fast wie in dem Vorgefühle des nächstens noch zu Erlebenden.

Canton.

(Fortsetzung. — 5. bis 7. Februar.)

Inhalt. Promenade mit Mestern. — Bei Yutshing und Hoaching. — Elfenbeinarbeit. — Ausdauer. — Kunst und Kunstfertigkeiten. — Handel, Opium-Einfuhr, Thee-Export. — „Compradores.“ — Die Milch in Canton. — Ein deutscher Consul, Secretär aus Peking. — Hildebrandt und Beauvoir. — Haydn und die „letzte Rose“ in Cantón. — Photographien von Afong. — Morgenständchen aus der Wasserstadt und diese selbst geschildert. — Beziehungen der europäischen Kaufleute zu den Chinesen. — Arbeitslohn. — Persönliche Sicherheit. — Neujahrsexcesse. — Blumenschiffe und Kriegsdjunken. — Rudernde Weiber und Kinder. — Das „London China's“. — „Tschin tschin“ und „tschau tschau“. — Pagodenruinen. — Ein Verhungertes. — „Examinationhall.“ — Die Stadtmauern und die „five storied Pagoda“. — Die Gefängnisse, eine Gerichtsverhandlung und „väterliche Ermahnung“. — Ein Kasernenhof. — Chinesische Maler. — Der Zug eines hohen Mandarins. — Die Handelsgärten auf „Fati“. — Eine Feuersbrunst in Cantón. — Unruhige Nacht.

Nach dem „Tiffin“ traten wir zu Fuss einen Spaziergang mit Herrn Mestern an, der uns sehr erhitzte und ermüdete, besonders wegen der drückenden Schwüle in den Gassen. Wir besuchten mit ihm etliche der besseren und eleganteren Läden in den Vorstädten, so z. B. die „Shops“ bei Yutshing und Hoaching. Augenblicklich soll in Paris starke Nachfrage nach chinesischen antiken Gefäßen vorherrschen, aber auch hier greift die Imitation schon weit um sich. Hervorragende chinesische Firmen für Curiositäten sind in

Canton: Der Laden Yutshing (Eigenthümer Aking) für Elfenbein, Ushing für Porzellan und Ihing für Seide.

Ein Elfenbein-Schnitzarbeiter nahm unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch und verdiente unsere Bewunderung, denn er sitzt schon seit Monaten und mit grösster Ausdauer über einem Elefantenzahn, welchen er mit den alltäglichen Miniaturfigürchen überdeckt. Er arbeitet täglich, ohne ein Wort zu sprechen, 7—8 Stunden lang und voraussichtlich wird er diese Arbeit vor sechs Monaten nicht beenden! Solche Geduld ist rührend; leider ist diese „Kunst“ der Chinesen nicht über das Niveau einer Kunstfertigkeit herausgekommen; nach dem verwendeten Fleisse zu urtheilen und was Geduld betrifft, steht der „Sohn des himmlischen Reiches“ unter seinen Arbeitercollegen des ganzen Erdballs gewiss am höchsten.

Ich wurde, als wir noch einen „Neujahrsshop“ besuchten, in welchem ich eine grosse Reihe europäischer (Schweizer-) Uhren, je zwei an einer Kette ausgeboten bemerkte, sowie über die schlechte Qualität der importirten europäischen Waaren mich wunderte, zu müde und wir kehrten nach Hause zurück.

Während der Reisegefährte seine Kraft auf der Kegelbahn im Club versuchte, conversirte ich mit dem deutschen Consulatssecretär, welcher Peking, Nanking, die Hafenorte und Cantón selbst trefflich kennt, chinesisches gelernt hat und die Eingeborenen eifrig in Schutz nimmt. Auch in Cantón ist man empört über Hildebrandt's und Beauvoir's Werke, die Reise um die Welt behandelnd, indem man in deren Capiteln über China ebenso, wie bei Singapore und Java manchen Abweg von der Strasse der Wahrheit nachzuweisen im Stande ist, und „der Chinese hat neben den schlechten Eigenschaften“, sagte der

Secretär, welche auch er tadle, „viele, in Europa ungekannte Vorzüge“.

Nach Tisch spielte ich mit Md. Mestern eine Symphonie von Haydn und Blaas sang die „letzte Rose“; sonderbar genug secundirte dazu das wilde Geschrei aus der Wasserstadt, von welchem sich die reinen Klänge edler deutscher Musik einfach bescheiden abhoben; zuletzt besahen wir noch Photographien von Afong in Hongkóng, sowie Aufnahmen von dem Ausfluge, welche Mesterns in einem Wohnungsschiffe den „Pearlriver“ aufwärts gemacht hatten; auch Bilder aus Nordamerika erklärte die verständige Hausfrau voll Reiselust und begeistert von den grossen Eindrücken ihrer Tour auf der Pacificbahn.

Wir fühlten uns heute ganz in der Familie aufgenommen und erst um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr Nachts machte man eine Promenade mit Herrn Mestern auf den Quai der Insel Shamién, wo er und Julius, den Hut in der Hand tragend, mit Wonne die laue Temperatur der Nacht des 5. Februar an der Grenze der Tropen einsogen, während ich ermüdet die Schlafstelle aufsuchte.

Der Besuch des chinesischen Canton, wie wir ihn nun bereits dreimal wiederholten, erscheint mir in dieser Form einer Theatervorstellung nicht unähnlich; denn unter heimatlichen Verhältnissen, in deutschem Kreise, lebt man auf dieser Insel vollkommen europäisch, und darum ist der Wechsel um so drastischer, wenn man das Quartier der Eingeborenen auf der anderen Seite des Canals und die Stadt, auch nur für etliche Stunden täglich, betritt. In subjectivster Auffassung glaubt man daher, all' das bunte Treiben unwillkürlich für ein Schauspiel ansehen zu müssen, welches an den

Blicken vortüberzieht; dieser Gedanke kömmt mir jedesmal, sobald wir die Brücke von Shamién auf dem Hin- oder Rückwege passiren; wie ein eigens in Scene gesetzter Maskenzug begegnet uns drüben das chinesische Treiben und verlässt man wiederum die Räume dieses gewaltigen Theaters, dessen Grundlagen die Jahrhunderte sind, dessen Decorationen die Tradition gemalt hat und dessen Statisten nach Millionen zu zählen wären, dann sehen wir uns wieder in dem gastfreundlichen Hause, oder an der heimischen Kegelbahn, bei einem aufmunternden Glase Wermuth, oder es klingt deutsche Musik auf dem Claviere und alle Gedanken an Chinesen, Asien, Entfernung von der Heimat und die Bilder in den Tropen sind dahin.

Als ich um Mitternacht zu Bette gegangen war, verschonte mich diessmal die lästige Ratte, jedoch nicht so der allnächtlich sich steigende Raketenlärm dieser ohrenfeindlichen Neujahrszeit.

Ein Plan der Stadt Canton und der Insel Shamién aus dem Jahre 1873 wird mir von Herrn Mestern als ein nützlichcs Geschenk verehrt.

Wieder sind es die Schwärmer der unermüdlichen, neujahrsfestlich gestimmten Chinesen, welche mich aus dem Schlafe aufknattern; dazu schreien Schweine und krähen Hähne; es zittert das dumpf dröhnende Gewirre der Stimmen aus der zunächst gelegenen Wasservorstadt durch die Luft; Hunde klaffen endlos; der um uns schwebende Lärm ist, ausser in diesen wenigen Exemplaren, nicht weiter zu specificiren und zu definiren; das wilde Treiben hörte um Mitternacht noch lange nicht auf und vor Sonnenaufgang beginnt es schon wieder. Verkäufer zu Lande und in den Booten bieten nämlich, sich gegenseitig ablösend, die ganze Nacht hindurch ihre

Waaren an, so dass, wenn Einer dieser, sehr en detail verkaufenden Geschäftsleute ruht, er sofort durch einen, gleichartige Waare anbietenden Concurrenten ersetzt ist; von den Blumenschiffen tönt Gesang und Musik, oder besser gesagt, jenes unarticulirte, monotone Gequiecke, Jammern und Schnarren, welches der Chinese Musik nennt.

Ogleich meine Glieder von gestern noch wie zerschlagen sind, so ist doch das Fieber verschwunden und „Cun“ wurde für $\frac{1}{2}$ 1 Uhr Nachmittag bestellt, sowie wir auch den morgigen Tag zur Abfahrt nach „Macáo“ festsetzen.

Das Einvernehmen der grösseren Kaufleute China's, welche mit den Europäern in Verbindung stehen, ist, wie ich höre, ein freundschaftliches. Kennt der Chinese seinen Mann, so ist er billig und er verliert sich nur Fremden gegenüber in Schwindelpreise, wozu ihn der geringe Arbeitslohn wohl keineswegs berechtigt; da der Europäer eine Mittelperson für den Export ist, so gilt er ja auch als grosse Erwerbsquelle für den Chinesen und man will sogar behaupten, die Dankbarkeit gehe so weit, dass eine jede Verschwörung gegen die „fremden Teufel“ von obigen befreundeten Kaufleuten eher bekannt gegeben würde; denn die Zeit der „Massacres“ ist eben noch nicht vorüber, wofür die Affaire von Tientsin den besten Beweis liefert; diese Fremdenverfolgung fand im Jahre 1870, unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges statt und die französischen Truppen, damals an Europa gefesselt, haben bis heute noch keine Rache ausgeübt.

Jeder ansässige Europäer ist in der Stadt bekannt; es ist daher das Anstarren von Seite der Chinesen in den Strassen Canton's, wenn sich neue europäische Erscheinungen zeigen, keineswegs blosses Gaffen; sie staunen hier nicht über

den Europäer im Allgemeinen, an dessen Anblick sie bereits gewöhnt sind, sondern das neue Individuum ist ihnen auffällig und das ungewohnte Gesicht, die kleinen Unterschiede in der Kleidung ziehen sie zu Vergleichen an. Darum sammeln sich vor Kaufläden, in welchen Jene länger verweilen, sofort zahlreiche Bummler an und verstellen die Strasse, hemmen den Verkehr, bis am Ende ein grosser Lärm und ein Gedränge mit Zank und Schlägen die Folge ist; mit Puffen und Stössen, oft auch ehrenrührigen Rissen an den Zöpfen, machen die Tragstuhl-Koolies und der Führer „Cun“ den Weg zu unseren Sesseln wieder frei, mit einem Ruck liegen wir auf ihren Schultern und während die langen Stangen auf- und abschwingen, brüllen die Vordersten dem Letzten Verhaltensmassregeln über Gangart, Hindernisse, Strassenecken, Richtung und Schnelligkeit zu.

Ehe Japan aus seiner Abgeschlossenheit hervortrat, welcher gegenüber die Holländer allein durch lange Zeit, mit Aufopferung ihres Selbstgefühles, Handelsverbindungen aufrecht erhielten, wenn sie auch auf „Desima“ beschränkt waren, war es der Handel mit China allein, der das allgemeine Interesse im Osten Asien's fesselte, Dank der Energie des Britten.

Dem Laien genüge, dass schon im Jahre 1821 (nach Görtz) nebst Thee und Porzellan, Lack, Elfenbein und Schnitzwaaren als Ausfuhrartikel, der Import von Opium 4628 Kisten betrug, sodann 1832 schon 23.670 im Werthe von 15 Millionen Dollars eingebracht wurden, bis bereits im nächsten Jahre 1833 die Opiumeinfuhr mit 11 Millionen, neben einer Theeausfuhr von nur 9 Millionen stand, während die übrigen Aus- und Einfuhrartikel sich das Gleichgewicht hielten (nach Davis).

Der Engländer concessionirt das Halten von Opiumbuden.

Nach den Berichten: „Handelsstatistik der Vertragshäfen für die Periode 1863—1872, zusammengestellt für die österreich-ungarische Weltausstellung in Wien 1873“, betrug die Einfuhr von Opium:

Im Jahre 1868: 53,161·05 Picüls im Werthe von 23,173.281 Tels, im Jahre 1871 bereits 59,485.89 Picüls im Werthe von 26,045.504 Tels und endlich 1872: 59,121·41 Picüls im Werthe von 25,034.402 Tels (etwas über 75 Millionen Gulden in österr. Währung), so dass eine bedeutende Wiederausfuhr stattfand.

Theeausfuhr wurde im Jahre 1670 (wie Görtz erwähnt), noch sehr gering betrieben; man führte 79 Pfd. nach England, 1851 aber schon 68 Millionen Pfund aus, in letzterem Jahre auch 43 Millionen nach Nordamerika, 4 Millionen nach Australien, 4½ Millionen nach Bremen und Hamburg, nicht ganz 1 Million nach Holland und eine halbe Million nach Frankreich.

Der grüne und der schwarze Thee kommen aus verschiedenen Breitengraden; die nördliche Grenze ist 35°, die südliche 28° n. B.; beide werden gefälscht.

Im Jahre 1872 wurden aus sämmtlichen Vertragshäfen in fremden Fahrzeugen nach den einzelnen fremden Ländern ausgeführt: Schwarzer Thee im Totalgewichte von 1,420.170 Picüls und grüner Thee im Totalgewichte von 256.464 Picüls, während noch im Jahre 1866: 947.063 Picüls schwarzen und 189.790 Picüls grünen Thee's in gleicher Weise aus dem Lande gebracht worden waren.

Die Eintheilung des Thee's nach Qualitäten entnimmt Görtz dem „Chinese Repository“ wie folgt:

Schwarzer Thee: geringste Sorte „Bohea“, dann „Congo“, dann „Souchong“, dann „Powchong“, der beste „Pekoe“, davon wieder der aromatische „Flowery Pekoe“ (genannt: „gelber Thee“).

Vom grünen Thee ist „Twankoy“ der geringste, dann kömmt „Hyson“, dann „Young Hyson“, der beste ist „Imperial“ mit der Abart des „Gunpowder“ (Kanonenpulver).

Die Behandlung der verschiedenen Theegattungen ist: Trocknen an der Luft und an gelindem Feuer, über welchem eiserne oder thönerne Halbkugeln sich befinden; man wendet die Blätter mit der Hand um, zuletzt werden die des grünen Thees in einer Fegemühle ausgestäubt. Der schwarze Thee wird („horribile dictu“) (nach Görtz) von den Arbeitern mit den Füßen festgestampft!

Den grossen Handlungshäusern sind die, mit dem Geschäfte des „Teatasters“ betrauten, wohlbezahlten „Theekoster“, meistens Engländer, da sie feinere Gaumen haben, attachirt.

Bei der Verschiffung verliert der Thee das Aroma, wenn die Reise lange dauert; darum bevorzugt der Russe den Carawanentheee.

Ein Pfund Thee kostete in den 40er Jahren noch $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ vom Dollar, oft $1\frac{1}{2}$ Dollar; man mischt nur Schwarzen mit Schwarzem und Grünen mit Grünem.

Nebst dem Opium erstreckt sich der Import nach China auf Baumwolle, Stoffe, Tücher, Luxusartikel, Schiffszubehör, Werkzeuge, Metalle, Zucker, Bauholz, Kohlen, Pfeffer, Reis, Sandelholz etc. etc., sowie auf die bereits erwähnten, paarweisen Taschenuhren (als Curiosität).

Eine sehr wichtige Persönlichkeit ist der „Compradore“ in jedem europäischen Hause, zugleich Haushofmeister

und Cassierer, Vermittler, Aemtervertheiler, welcher für die Handwerker und sogar für die Wäsche einsteht, sobald etwas verloren geht; da er aber der Cassenführer des Hauses ist, mit Jedermann offene Rechnung führt und Baarauslagen verrechnet, Küche und Tisch besorgt, sowie für all' das nicht einen „cash“ Besoldung erhält, oder doch eine, nicht im Verhältniss zur Arbeit stehende Bezahlung nehmen darf, da die betrügerische Art dieser Leute und ihre kleinen Nebengewinne, welche sie oft in wenigen Jahren bereichern, nicht unbekannt sind, so ist er gezwungen, seine unabhängige Stellung soviel als möglich auszunützen. Er bekommt ja selbst von Dienern, von, in Geschäftsverbindung stehenden Kaufleuten, Procente und noch niemals ist ein Compradore im Elende gestorben; selbst bis zur Milchspeculation versteigen sie sich und verunreinigen oder ersetzen dieses kostbare Nahrungsmittel durch ecklige Surrogate; es ist hier nicht Sitte, Milch allein zu trinken, weil die Gefahr vorhanden ist, statt Kuh- oder Ziegenmilch, solche von Hunden oder Schweinen zu bekommen. Unter dem Compradore steht die Zahl der „Boys“, welche wiederum sehr verletzt scheinen, wenn man ihnen Etwas zu tragen, zu holen oder zu schieben aufträgt, denn dazu sind die Koolies da, von denen jedes Haus etliche besitzt.

Von Stunde zu Stunde wird die Neujahrs-Lustbarkeit grösser und der Jubel fieberhafter. Grosse Sträusse von nachgemachten Blumen, mit Goldpapier beklebt, sowie die bereits erwähnten Hände aus irgend einer leichten Masse gemodelt, Festtagsleckerbissen, von Schweinefett glänzend, künden allüberall den hohen Tag des Jahreswechsels in augenfälliger und penetranter Weise an. In den letzten Nächten des Monats Februar, erzählt man mir, seien die angesiedelten Europäer

in Canton unfähig, Nachts ihre Augen zu schliessen; was können sie thun? Sie sind ja doch nur die Geduldeten!

Wie ein grosser Nationalrausch bemächtigt sich der Jubel der ganzen Bevölkerung China's, besonders des Südchinesen, welcher gegenüber dem ruhigeren, aber auch heimtückischeren und verstockteren Nordchinesen, relativ südliche Liebenswürdigkeit besitzt und dessen Temperament sich von dem des Nordchinesen etwa unterscheidet, wie das eines Neapolitaners von der Ruhe eines Hamburgers. Diese Zeit ist auch die gefährlichste und Excesse, Diebstähle, Raub und selbst Morde sind dann eben häufiger, als im Laufe des ganzen übrigen Jahres.

Vor dem Frühstücke machte ich mit dem grossen zottigen Hunde, der mich als einen Gast seines Meisters treuherzig anblickt, eine kleine Promenade auf der europäischen Insel, während mein Reisegeosse sich zu einigen Skizzen aus der schwimmenden Vorstadt aufrafft. Dicht gedrängt liegen dort die Boote beisammen; dazwischen dienen im Wasser aufgerichtete, brückenartige Gerüste, auf Pfählen mit Brettern belegt, als Wege zum Aus- und Eingehen, in dem Gewirre festgebundener Boote; Ausrufer auf kleinen Nusschalen, durchziehen heiser krächzend, mit geringem Vorrathe ihrer Waaren, die offenen Stellen auf feuchter Strasse; Fischerbootsleute, in deren Fahrzeugen das Wasser durch kleine Löcher sich stets erneuert, bieten in diesen Kasten lebende Fische an; Weiber mit hohen, künstlich aufgethürmten, durch Fett conservirten Frisuren, ihre Kinder auf den Rücken in Tuch eingebunden, plaudern kreischend; und die Kleinen in solcher Lage auf die Rücken der Mütter gehängt, lassen den Kopf nach Hinten überfallen und erwachen in dieser Positur, trotz der heftigen Ruderbewegungen derselben, nicht.

Alle Formen und Grössen, vom Wasserkübel bis zum feinen Jolly-Boat, vom Eierschiffe bis zur Kriegsdjünke sind hier in tausendfältigen Mustern repräsentirt, gehen vor, stossen rückwärts, drängen sich an den Seiten und die Begegnungen rufen jedesmal entweder Gelächter oder Streit hervor.

Bunt bemalte Handels- und Kriegsdjunken gehen draussen vor dem Canalmunde, mit dem Winde segelnd, ihrem Ziele zu, und ihre zackigen Flügel aus Reisstrohgeflecht, geben ihnen das Aussehen grosser Fledermäuse; an der Spitze sieht man jedesmal den unvermeidlichen Fischkopf mit den unheimlich starrenden Augen und hinten das durchbrochene Steuerruder, zwar schwerfällig und unsicher, aber emsig nach der gewünschten Richtung gehalten.

Gegen Witterungswechsel sind die „Sampáns“ genügend geschützt, theils durch verpichtete Dächer (gleich der oberen Hälfte eines Fasses), theils durch Stroh- oder Bambusgeflecht. Die Ruder sind an den Seiten oder rückwärts angebracht und ihr unteres Ende wird nach Art der archimedischen Schraube in Form einer S bewegt; sie leiten sehr sicher, wenn nicht das Sprichwort: „viele Köche versalzen die Suppe“, bisweilen in solchen Fällen Anwendung findet: denn an jedem Ruder steht gewöhnlich eine ganze Generation.

Uebler Duft trieb mich an eine andere Stelle und ich fasse zunächst dem Boothause des Segelclubs wieder Posto; drüben über dem Canal kleben grosse rothe Placate an den Mauern und Thüren mit riesigen chinesischen Schriftzeichen bemalt. Jede Strasse ist durch Gitter abzuschliessen, welche Einrichtung ich auch in Hongkóng zum Theile noch gefunden habe und die ich bei Aufständen und Feuersbrünsten für sehr wichtig halte.

Nochmals werfen wir einen Blick zurück in das Treiben und beschränken wir uns auf Details, so rollt ein Haufen der unverträglichsten Gegensätze durcheinander. Hier sehe ich Gemüse, Kinderkörbe, brennende Kerzchen, Schweine und Hühner beisammen und daneben 8—10 erwachsene Menschen auf einem einzigen kleinen Platze; dort sitzen zwei Hunde bei den Kochtöpfen; sie beschmutzen die Wäsche, die zum Trocknen aufgehängt ist und daneben bilden die Schlafkissen und einige Decken die ärmliche Ausstattung solcher geruderter Zinshäuser oder Privatpaläste von wenigen Quadratschuh Flächenraumes, welche, unten ohne Kiel, dennoch, in Folge der starken Belastung, wenig aus dem Wasser hervorragen, auf welchem Tausende und aber Tausende (man spricht von 200.000 Bewohnern der Wasservorstadt) athmender und strebender, guter und schlechter, gesunder und kranker Menschen, ihr Leben schreiend, rauchend, verkaufend, streitend fristen; nur ein kleiner Theil ist es, aber der ärmste, von den $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, welche das „London“ des südlichen Chinas, diese „Stadt der Gegensätze“, bevölkern. „Der Kampf um's Dasein“ zwischen dünnen Schiffsplanken (sechs Köpfe auf die Quadratklafter gerechnet, fortwährend verdammt, mit dem Hunger zu feilschen, zu betteln, zu schwächern) spielt sich hier in einer, Canton ganz eigenthümlichen, in der ganzen Welt nicht wieder zu findenden Art ab. Selten sieht man hier besser gearbeitete Schiffe, da der grösste Theil der Bewohner dieser Wasservorstadt eben aus Bettlern besteht; aber doch ziehen bisweilen in den „Hongbooten“ ähnlichen Fahrzeugen, dralle und reinlicher gehaltene Dirnen, feiner gekämmt und besser genährt, vorüber und stossen sich mit Bambusstangen gewandt von Schiff

zu Schiff; auch jene Fährweiber, welche unsere Ankunft auf Shamién vermittelt haben, rufen lachend ein heiteres „tschin-tschin“ unserem Julius zu, während er als Maler sie mitten im Gewirre sofort auf das Papier zu fixiren sucht.

„Tschin-tschin“ und „tschau-tschau“ sind die beiden Grundfesten des alltäglichen Verkehres, das Eine als Vertreter der Artigkeit, das Andere als Bezeichnung aller, zum Hungerstillen gehörenden Gegenstände, und ich kenne nur noch ein Wort, welchem ich höhere Tragweite auf der Erdrinde zuschreiben möchte: es ist das arabische (?) „back-schiesch“; Letzteres „bringt durch das ganze Land“, während man doch bestimmte Lebenslagen voraussetzen muss, um zur Anwendung der beiden Ersteren zu gelangen, welche freilich auch die Schlüssel zum Eintritte in dieses fremdartige Getriebe bilden.

Jeden Augenblick hört man, von Aufschreien begleitete, krachende Zusammenstöße an den Pfeilern, an den isolirten Pfahlhäusern („lucus a non lucendo“), welche eher Hunde- und Schweinställen ähnlich sind und ich glaube jetzt mein Notizbuch schliessen zu können, wie es seinerseits der Maler thut, indem das Thema erschöpft sein dürfte, so wie ich es bin.

Mit sausendem Kopfe laufe ich zurück, wo bereits „Cun“ und die Hongkóngstühle auf die Beendigung des Frühstücks warten.

Diese „Chairs“ schwingen mehr, während die Sänften stossen. Man gab uns Sherry und Soda mit, da man von meinem gestrigen Uebelbefinden gehört hatte; das Programm war ganz dazu angethan, diese herzstärkenden Mittel in Gebrauch zu setzen, denn heute erwartete uns der erschütterndste Theil der Merkwürdigkeiten Canton's.

Als ersten Eindruck des Tages hatte ich eine Pagode mit Ruinen zu verzeichnen, welche höchst malerisch bis oben mit Buschwerk bewachsen ist und unzugänglich sein soll. (Flower pagoda.)

Nach langem, etwa einstündigem Wege durch die Vorstädte und die Stadt, traf ich am äussersten Ende derselben auf die „Examination Hall“; sie liegt in einem grossen Hofe, der an einer Seite von der Stadtmauer begrenzt, zur Linken den Haupteingang zu diesem Tempel der Wissenschaft besitzt. Ein Menschen-Cadaver, mit Kleiderlappen bedeckt, lag dem Eingange zunächst; einige Leute betrachteten ihn gleichgiltig. Der Aussage Cun's zufolge dürfte der Mann verhungert sein; es soll nämlich nach der Gewohnheit und dem Fatalismus der Chinesen ein gewisser Grad von Schwäche bei einem, dem Tode nahe stehenden Menschen, jede menschliche Hilfe ausschliessen, während jedoch, unmittelbar nach erfolgtem Ableben, der Cadaver heilig ist und Räucherungskosten, sowie Priester-sporteln nicht geschont werden. Ein Stück Brod wird also einem Erhungernden nicht gereicht, das wäre ein zu grosser Eingriff in die heiligen Gesetze der Religion, ein Hinderniss für die Seelenwanderung; aber ist der Elende zu Grunde gegangen, dann wird er pompös begraben und ich setze auch diese Eigenthümlichkeit wiederum auf das Capitel „Frauenfüsse“, „Zwergbäume“ und „andere Sonderbarkeiten“; denn hier ist alles ungewohnt, nach unseren Begriffen verkehrt und ungeahnt; die einfachsten, uns alltäglich scheinenden Sachen macht der Chinese, laut Tradition, in entgegengesetzter Weise und findet gerade die Logik und Praxis der Europäer in diesen Dingen lächerlich.

Der Stumpsinn mit gläsernen Augen, das starre Festhalten am Alten, das ist der Charakterzug des modernen China,

dessen Grösse, einst darauf gebaut, dem Fortschritte unseres ostasiatischen Handels nur durch europäische Hilfsmittel concurrirend entgegentreten könnte; aber Eisenbahnen duldet der Chinese nicht, da sein ganzes Land geheiligt ist, weil überall seine Todten eingeschart sind. Auch einer geheiligten Brücke begegneten wir auf unseren Wanderungen, in einem Tempelhofe, auf welcher „der Kaiser allein hinüberschreiten darf“; dabei aber machte sich der gute „Cun“ lächerlich, denn auf dem Rückwege sahen wir einen Mann darauf stehen; natürlich fragte ich, ob dies der „Kaiser von China“ sei, welcher „allein das Recht“ habe, dort zu passiren, worauf der lächerlich gemachte Cicerone seinen Unmuth über das Misslingen seiner Erklärung, durch tiefes Stillschweigen kund gab.

Erheiternder war das Bild, welches uns in der „Examination Hall“ entgegentrat: 8650 Zellen! in denen die Mandarin-Prüfungscandidaten alle drei Jahre zu einem schriftlichen Examen zusammenkommen und drei Tage lang in diesem buddhistischen Conclave gehalten werden, den wilden Thieren gleich aufgefüttert; und was ist die Folge ihrer Mühen? Von 8000 werden jedesmal nur einige Hundert zugelassen. Ueber den Dächern dieses Zellensystems stehen kleine, taubenschlagartige Wächterhäuschen, welche ganz nach pensylvanischen Strafhausbegriffen, um jede Communication über die Dächer zu verhindern, dem Insassen vollkommenen Ueberblick gestatten; in der Mitte und dem Fond bemerkt man eine Art von Tempelhallen, wohl der Weisheit gewidmet; denn die modernen Prüfungen hat Jeder abzulegen, welcher irgend eine amtliche oder wissenschaftliche Stellung im Staate einnehmen will; augenblicklich benützt die Bevölkerung der nahe gelegenen Stadttheile Canton's diese Hallen und besonders die Zellen der

Wissenschaft zu gewissen, sehr nahe liegenden Alltagszwecken („sus Minervae“).

Wir betreten nun die Stadtmauern und geniessen treffliche Aussicht auf die stattliche „five storied Pagoda“ (fünfstöckige Pagode) und die Stadt mit der fruchtbaren Ebene, welche in der Ferne der bläuliche Zug der „White Cloud Mountains“ begrenzt. Das Bild ist nicht imposant und die Dächer sind zu gleichmässig, um diesem Häusermeer einen besonderen Charakter zu verleihen, wenn es nicht hie und da die hervorragenden Pagoden oder Tempeldächer sowie Fahnenstöcke sind, die man bei ihrer geringen Zahl leicht einzeln unterscheiden kann; auch das massige gothische Gebäude, die katholische Kirche, macht sich unter seinen heidnischen Genossen breit.

Auf dem Rückwege besehen wir die Gefängnisse. Dieser Anblick verdient unter all' dem Eckelhaften, dessen Besuch uns in den letzten Tagen gegönnt war, gewiss die Krone und ist, als Schlussdecoration und dramatischer Höhepunkt in der Reihe der Vorstellungen, wohl an diese Stelle zu setzen. Die Erinnerung an das Kettengerassel, die Gerichtsverhandlung, die abgezehrten Gesichter, den Schmutz, das Geschrei eines, auf die Oberschenkel mit flachem Bambus halbtodtgeprügelten Sträflings, welcher wimmernd vor Schmerz, ehe er abgeführt wurde, auf den Knien liegend, vom Richter mit Hornbrille und Spitzbart zu diesen Schmerzen noch eine „väterliche Ermahnung“ empfing; dann an den armen Teufel mit dem bleichen, schlaftrunkenen Gesichte, welcher einem wilden Thiere gleich, der Himmel weiss wie lange schon, hinter Gittern, einen schweren hölzernen, eisenbeschlagenen Halskragen auf den Schultern trägt und ganz wundgedrückt,

um Geld bettelnd, hinter den Gittern des Käfigs von seinen Verwandten genährt wird (des Nachts kann ein solcher Delinquent das Haupt nicht niederlegen, sondern er muss mit hohlgelegtem Rücken, den Kopf frei, nur auf dem Genicke aufgestützt, mit seiner steifen Halskrause die Ruhe suchen), der nicht mehr redet, sondern grunzt, wie ein Thier und dem sein nahes Ende deutlich auf die Stirne geschrieben war, ist grauenhaft. Die auf dem Pranger Ausgestellten und die am Boden Ungeziefer sammelnden Weiber und Kinder bleiben mir ewig im Gedächtnisse. „Cun“ vermag mich nicht weiter zu bewegen, die von Dienstfertigen versprochene „Tortur“ mitanzusehen und die Jammertöne aus der Folterkammer lassen mich mein Hinwegeilen nicht bereuen.

Mit Vergnügen stelle ich diesen erschöpfenden Eindrücken ein Bild gegenüber, welches sich uns bot, als wir durch einen Kasernenhof quer durchgetragen wurden, in welchem die abenteuerlichen Gestalten von Soldaten in höchst drolligen Costümen zu sehen waren; lange Federn auf den Hüten, in schreiende Farben gekleidet, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, standen die Schildwachen unter den Fahnen, auf welchen der immer wiederkehrende Drache dargestellt war und es hingen „Gongs“ mit dicken Schlägeln an der Seite umher; aber allzu rasch entfloh dieses friedlich-kriegerische Genrebild den Blicken, welches mir so manchen Lampenschirm, viele Theeschalen und die chinesischen Bilderbogen, die ich in meiner Kindheit colorirte, in Erinnerung brachte.

Die Hitze, die Gerüche, der Luftmangel, der Lärm und die Aufregung des Magens durch dreistündiges Tragen auf den Stühlen, machen die Heimkehr endlich erwünscht. Wir nehmen Abschied von der interessantesten Stadt China's, ja,

ich will kühn behaupten, der lehrreichsten von allen, welche ich bisher auf meinen Reisen gesehen hatte, aber auch zugleich dem rüdigsten, schmutzigsten, eckelhaftesten Orte des Erdballs, wo der Jammer ohne Ende, das Elend und die Verkommenheit des Menschen den höchsten denkbaren Grad erreicht haben.

Auf dem Rückwege passirten wir noch bei Portraitmalerladen, in welchen nach Photographien Portraits, dann Landschaften ohne Perspective und Schiffsportraits gemalt werden, sowie Strassen- und Häuserbilder Canton's zum Verkaufe ausgedoten sind. Eine interessante Begegnung bildete der Zug eines hohen Mandarinen; es war der malerisch hübscheste Eindruck auf der ganzen Irrfahrt durch die Strassen Canton's; der Mandarin sass im geschlossenen Tragsessel, in seiner ganzen behäbigen Leibesdicke; voraus zog ein Kettenträger („das Zeichen der Justizgewalt“) und ein Schöffe zu Pferde trug das Schwert voran; auch soll in vielen Fällen auf rothen Tafeln in goldenen Lettern der Titel der betreffenden Würdenträger den Entgegenkommenden vorgehalten werden, damit sich, nach der Höhe des Ranges, die Ehrfurchtsbezeigung durch Ausweichen kund geben könne. Unter Geschrei zog die Schaar rasch weiter und der Verkehr stockte, die Menge staute sich für wenige Minuten; noch einige Zeit lang hörte man das Kettengeklirre, das Stampfen der Hufe des Schimmels und das Rufen der Träger aus der engen Strasse (gleichgiltig hatte uns der Mandarin nur von der Seite mit seinen kleinen Schweinsäuglein angeblitzt), dann stürzten die beiden getrennten Menschenfluthen aufs Neue gewaltig in einander zurück und rissen auch uns wieder mit sich fort. Ueber den Vogelmarkt gieng es dann weiter, durch Kohlgerüche, Stockfischdünste und andere Däfte,

welche Alles aufboten, den Abschied zu erleichtern. Wir athmeten tief auf, als wir zum letzten Male Shamién erreichten, froh der interessanten, aber theuer erkauften Erinnerungen; auch schrieb ich Alles sofort nieder, wie gestern und ehegestern, was ich nicht schon auf dem Wege notirt hatte. „Cun“ wurde ausbezahlt und schied wirklich dankbar; freilich behandeln ihn englische Touristen weniger human und er muss oft, statt im Tragstuhl voranzugehen, gleichen Schritt mit den Trägern zu Fuss halten.

Der Nachmittag verschaffte uns einen angenehmen, lieblichen Contrast zu all dem Erduldeten, indem wir mit Herrn Mestern noch eine Kahnfahrt zu der Insel „Fáti“, wohin wir durch einen Canal gelangten, um Handelsgärten zu besuchen, unternahmen.

Die Handelsgärten auf Fáti, einer Insel, welche zunächst dem „Hónam Island“, Shamién gegenüber liegt, bieten sehr anregende Einblicke in den chinesischen Gartenbau; „Hónam“ ist berühmt, wegen des grössten Tempels in Canton, in welchem Generationen von „heiligen Schweinen“ gezogen werden. Fáti verkauft nicht bloss die einzelnen Pflanzen, sondern sie werden auch verliehen; zum Neujahrsfestmonate schmücken die Chinesinnen ihre Wohnungen damit. Whampoa's Garten in Singapore enthält freilich mehr Tropisches, aber hier waren mir die gewöhnlichen Ziergartenpflanzen des täglichen Gebrauches lehrreicher und fand ich mit Vergnügen viele Reminiscenzen aus der heimatlichen Horticulturn. Freundlichst wies Herr Mestern auf alles Bemerkenswerthe hin und zeigte uns unter Anderen: blattlose Magnolien (das Stück zu 50 Cents, etwa 1 Gulden ö. W., Kaufpreis), Georginen, Pelargonien, Astern, Gummibäume (bei

uns „Ficus“ genannt, wie man sie oft in den Zimmern hat, hier nur grösser als in Europa); daneben aber standen in Töpfen oder aus dem Boden aufgezogen, oft in kleinen künstlichen Tropfsteingrotten: Pagoden aus Buchs und verzerrte Zwergbäumchen von hohem Alter, meist oben dick und unten schmal; daneben sehe ich schon gebundene Neujahrsblumenbouquets, sowie auch Vogelbauer, Djunken und Menschengestalten, Drachen, sowie sehr häufig Delphine, den Kopf nach unten gerichtet, mit grossen, künstlich eingesetzten Glasaugen, Alles das aus Zweigen zusammengezogen; selbst Mandarine, denen nur die Schuhe, Augen und Mützen aus anderem Stoffe dazugesetzt werden, sowie tolle Engländer aus Buchs werden verkauft. Draussen, im kleinen Laden bot man Modelle von „Tientsin-Reisekarren“ als Spielzeuge an, wie sie zur Fahrt nach Peking benützt werden und von welchen Hildebrandt und Beauvoir sprechen, dann Feuerwerkstäbchen und Spielwerke für Kinder, welche gleich Sanduhren mit feinem Strassenstaub getrieben werden. Der Chinese leidet nun einmal nichts Natürliches und Gewöhnliches, gerade Gewachsenes in seinem Nationalgarten. Kunstreich, in Schlangengewindungen gezogene Bambusstauden ergötzen uns noch mehr. Die Thore in den Seitenmauern sind kreisrund, ähnlich einem Fasse mit ausgeschlagenem Boden.

Wir treten in einen anderen Garten; hier sehe ich noch mehr Curioses: ein Pavillon steht im Teiche; „Lungan“- und „Leytschi“-Bäume (die deutsche Uebersetzung kenne ich nicht), umgeben malerisch das Wasser; grosse und kleine Wasserpflanzen wachsen darin in buntem Gemische; zahllose neue Blumengestalten erquicken hier das Auge: Camilien, Stiefmütterchen, Goldlack, Theerosen; daneben sieht man hohe

Schilfgräser, auch zwei kleinere Gattungen von Palmen, bis der starke Geruch des „Guaiwa“ (?), welcher den seiner Nachbarn übertrifft, unsere Neugierde erregt.

Auf den Blumentöpfen liegt überall Flussschlamm, um die Erde darin fortwährend feucht zu erhalten.

So steht es um die Handelsgärtnerei in Canton und so weit entwickelt sind unsere Sommerpflanzen bereits am 6. Februar, zur Zeit des chinesischen Neujahrs.

In dem dritten, malerisch vernachlässigten Privatparke sehen wir künstliche Felsformen in grösseren Dimensionen, jedoch ohne Geschmack aufgerichtet; dieser Lustgarten ist das Ziel vieler „Picknicks“ der Europäer in der heissen Zeit. Wir treten in eine dichte Laube ein, wo steinerne Tische und Bänke die hübsche Wildniss zieren.

Unter Hundegekläff besteigen wir zuletzt wieder das rasche „Jolly boat“ des Herrn Mestern; er selbst ergreift das Steuer, lässt die beiden chinesischen Ruderknechte tüchtig arbeiten, hält längere Zeit an dem Canalufer an, um seinen verlaufenen Hund zu erwarten, während eine kanonenbespickte Kriegsdjünke ruhig vorbeizieht; endlich, mit der Dämmerung, treten wir aus dem Canal heraus und übersetzen den Flussarm bei steigender Fluth bis nach Shamién; ich habe kein einziges Mal, während des ganzen Aufenthaltes, Leichen im Wasser schwimmen gesehen, von deren häufigem Vorkommen die schwindelhaften Tagebücher der Sensationsreisenden so oft reden.

Das war ein bewegter Tag gewesen und der Abend sollte noch mehr Aufregung bringen.

Zu Neujahr sollen die chinesischen Damen, welche sich fast nie und dann nur in verschlossenen Tragstühlen auf die

Strasse begeben, in obigen Ziergärten promeniren, da viele den Luxus des Privatgartens nicht zu erschwingen im Stande sind.

Zwergbäume sollen bis zu 10 ja 15 Jahre alt werden; auch Orchideen habe ich hier gesehen, jedoch nicht so schön, wie jene im botanischen Garten bei Singapore.

Zu Tisch war einer der Gastfreunde des Herrn Sartorius aus dem Hause Carlowitz & Cie. geladen; er hatte vor Kurzem die Wiener Weltausstellung besucht.

Ottomayer, Blaas und einige Andere giengen des Abends zu einem der „*Flower boats*“ („Blumenschiffe“), auf welchen die reichen Chinesen gastronomiren und Liebesfreuden bei monotonen Musikklängen suchen.

Als ich in den Salon, welchen die Frau des Hauses, laut englischer Sitte, nach dem letzten Gange verlässt, betreten hatte, fand ich sie in grosser Aufregung und Angst; fernes Getöse, wie herannahendes tausendstimmiges Geheul, war auch mir bald vernehmbar; das höchst interessante Schauspiel einer „*Feuersbrunst in Canton*“ war uns für den letzten Abend aufgehoben; in der Neujaarszeit ereignet sich fast in jedem Jahre wenigstens ein solcher Brand, da mit Pulver und Schwärmern sehr unvorsichtig vorgegangen wird.

Die Dame des Hauses, heftig erschreckt, gab sich sofort den düstersten Ideen hin; man munkelte sogleich („*tout comme chez nous*“) von Brandstiftungen und Md. Mestern sagte sogar, sie habe seit der *Affaire von Tientsin* niemals mehr bei der geringsten Bewegung in den Strassen Ruhe finden können, da sie in Allem Meuterei wittere; also auch in diesem Hause ist die stille Angst, erzeugt durch isolirte Stellung der Europäer, gegenüber der eingeschlafenen Feindseligkeit der Uebermacht, durch ein heiter scheinendes Gesicht

übertüncht, und gerade, wie auf der See, wirkt sofort jede Unregelmässigkeit im Gange des alltäglichen Dienstes oder der Maschine seinen beängstigenden Einfluss auf den Europäer aus. Später (in Macao) erfuhr ich, dass die Ursache eine Pulverexplosion gewesen sei, gerade in einer jener Strassen, in welchen wir vor wenigen Stunden durchgetragen worden waren, und dass neben dem Pulverladen, welcher in die Luft gieng, mehrere Personen getödtet worden seien.

Ich bot Frau Mestern den Arm und begleitet von Herrn K., dem Gaste, eilten wir den Gittern der verschliessbaren Brücke am Ostende der Insel „Shamién“ zu, ohne jedoch das „Settlement“ zu verlassen. Mehrere Häuser flammten hoch auf, schauerlich dröhnte von der andern Seite des Canals herüber der Feuerlärm durch die dunkle, mondlose Nacht und, auf ziemlich engem Raume noch, hob sich der lichte Rauch unter Flammenschein schon weit über die dunkeln Dächern. Die Holzterrassen auf den Häusern in der Umgebung des Feuerherdes waren mit Hunderten von Gestalten besetzt, welche silhouettenartig sich von dem hellen Flammenhintergrunde abtrennten. Das bange Gefühl, welches Jeden beschlich, im Vereine mit dem Eindrücke, welchen das Geheul der erschreckten Menge, das Schlagen der „Gongs“ (dreimal mit kurzen Intervallen, dann eine lange Pause und dann wieder drei Schläge), das Hin- und Herhuschen der hellen Papierlaternen über die Brücken und unter den Bazarbögen des gegenüberliegenden Quai's, erregte, veranlasste uns Beide, Frau Mestern zu beruhigen und auf allen möglichen Wegen die Gefahrlosigkeit zu erörtern.

Nun griff das Feuer links um sich, während es rechts gedämpft wurde; es stiegen nämlich gelbliche Wasserdämpfe

auf; die gestern besprochenen Lobeserhebungen über die chinesische Feuerwehr scheinen wirklich begründet zu sein.

Europäer laufen schweigend an uns vorüber, Feuerspritzen, von schreienden Chinesen gezogen, rasseln vorbei; den chinesischen Löschmaschinen laufen Koolies mit gezogenen Messern voran, um in den engen Strassen das Fortkommen durch ein solches summarisches Verfahren zu ermöglichen; wohl wird der Europäer in solchen Fällen besser davon kommen.

Ruhig, ohne sich stören zu lassen, geht der Verkehr in der Wasservorstadt (wohl der feuersichersten Stadt der Welt) seinen Lauf; die Verkäufer rufen unbeirrt ihre Waaren in kreischenden Tönen aus und die Klänge der Freude von den Blumenschiffen mischen sich absonderlich mit den in der Luft schwebenden Jammertönen des Angstgeheuls aus der Umgebung der Brandstätte.

Das Knattern der Flammen, das Krachen der Balken unterbricht oft das prasselnde Geräusch der neu auflodernden Objecte und die Nähe des zerstörenden Elementes übt auch auf mich seinen erschreckenden Einfluss aus.

Hastig kommt uns Herr Mestern nach und führt uns, nachdem er die nöthigen Vorbereitungen für Gefahr getroffen, in sein Seidenwaarenhaus („Godown“, Lagermagazin), wo wir, vom ersten Stockwerke aus, den Vorgang ruhiger beobachten können, umgeben von Wasserkübeln und Koolies.

Nach Hause zurückgekehrt, wartete die Hausfrau bis $\frac{3}{4}$ 12 Uhr, um von meinem Reisegegnossen noch Abschied zu nehmen; er kehrte gegen Mitternacht von seiner Excursion zurück und erzählte, man habe sehr bald das uninteressante Blumenschiff verlassen, vom Dache des Russell'schen Hauses den Brand mit angesehen, und der Vicekönig habe einen

Mandarin abgesandt, um dieses Haus, welches der Regierung gehöre, zu schützen; dieser Schutz habe aber darin bestanden, dass der Mandarin mit seinem Zopfe spielte und apathisch unter den geschlitzten Augendeckeln auf das Flammenmeer herabsah.

Ein Platzregen löschte die letzten Reste des Feuers aus, und gab ihm den Todesstoss; aber der Lärm wollte sich nach Mitternacht noch immer nicht legen; ich sah den Feuerschein an der gegenüberliegenden Wand ermatten, schlief jedoch lange nicht ein und ruhte unruhig.

Macá o.

(7. bis 9. Februar.)

Inhalt. Von Cantón nach Macáo. — Der „Spark“. — Kälte und Nebel. — Seekrankheit. — Das „*Neapel des Ostens*“. — Mr. Monroe, ein Kooliehändler. — Gespräch über den Kooliehandel. — Kirchenparade. — Promenade in die Chinesenstadt. — Consul Millich. — „*Chinese passengers*.“ — „*Barrancoës*.“ — Spielhäuser. — Der malerische Tempel. — „*Camoëns-Garden*“ und „*the Grotto*“. — Ein französischer Missionär. — Protestantischer Friedhof. — Ein zweimal Begrabener. — Aussichtspunkt und Erinnerungen an Cádiz. — Wieder die weissen Ameisen. — „*Góa-Indier*.“ — „*Kackerlaken (cockroaches)*.“ — Feine Gesellschaft im „*Café Billard*“.

Am 7. Februar wurde ich durch ein Hornsignal Fröh 5 Uhr erweckt, welches an Bord eines chinesischen Kanonenbootes gegeben wurde; das Signal schien mir bekannt, es war ja auch nur das ganz gewöhnliche Postillonstückchen, das man in Oesterreich bläst und das wir in unseren Kinderjahren oft sangen. Ein Oesterreicher war, wie Herr v. Hübner schreibt, längere Zeit Capitän an Bord chinesischer Kriegsschiffe gewesen; er mag nebst dem „Gumpoldskirchnerwein“ wohl auch diese Melodie unter die Chinesen gebracht haben; sein Name war Vasallo, er stammte aus Prag und starb 1873.

Herr Mestern schrieb uns noch einen Empfehlungsbrief an den Viceconsul Oesterreichs in Macao, den Herrn Millich und einige Worte für den ersten Officier des Dampfers „Spark“, wegen der Aufbewahrung des Gepäckes und begrüßte uns

herzlich noch vom Quai aus; dankbar schieden wir von dieser liebenswürdigen Familie. Dieselben lustigen Chinesenmädchen, welche uns gebracht hatten, führten uns auch wieder zurück an Bord des „Spark“. Die Unarten dieses Dampfbootes übertrafen Alles, was ich bisher erlebt hatte. Nachdem wir bei schneidender Kälte Canton verlassen hatten, fühlten wir alsbald das lästige Zittern der Maschine; ein schlechtes Essen, sowie die Unmöglichkeit, sich auf solch' kleinem Raume zu bewegen, zwang uns zur grössten Resignation. Der Capitän war zugleich Maschinist.

Leider erfahre ich aus einem Telegramme der „Times“ aus Hongkong, ddo. 22. August 1874, „dass einige Piraten „sich als Passagiere an Bord desselben Dampfers eingeschifft „hätten, welche auf der Reise von Canton nach Macao „den Capitän ermordeten, den Steuermann und Zahlmeister „niedermetzelten und den einzigen europäischen Passagier, „sowie den grössten Theil der Schiffsmannschaft gefährlich „verwundeten. Die Piraten blieben 6 Stunden im Besitze des „Dampfschiffes und sollen dann in einer Djunke entkommen „sein. Chinesische Ingenieure brachten das Schiff nach Macao, „während Kanonenboote zur Verfolgung der Piraten aus- „gesendet wurden“; und ich hatte so ruhig geschlafen, sogar noch gespottet über die bereit gehaltenen Waffen auf diesen Dampfern; das nennt man doch mit Recht: „auf einem Vulkan tanzen“.

Um 9 Uhr Früh hatten wir bei „Bocca tigris“ nur $13\frac{1}{2}^{\circ}$ R.; hier erreichte uns auch der Canton-Hongkong-Dampfer; wir sahen die malerische Partie diessmal ohne Nebel und der Felsen, welcher diesem Platze den Namen gibt, hat wirklich einige Aehnlichkeit mit einem Tiegerkopfe. Die Ruinen

der zerschossenen Festungswerke, welche wohl nie ihrem Namen Ehre gemacht haben dürften, geben dem Bilde ein trostloses Ansehen.

Dicht hinter der „Boëca“ traten wir in den Golf und ein unangenehmes Rollen begann auf dem bewegten Wasser.

Ich nahm zum „Tiffin“ noch etwas ein, dann legte ich mich, der Seekrankheit nahe, auf das Ohr und schlief. Von 1—6 Uhr rollte, klatschte, stampfte der „Spark“ wie ein alter Waschkübel, bei seinem geringen Tiefgange höchst unerquicklich, durch den Golf.

Julius, welcher, trotz heftiger Kälteschauer, sich dem Winde aussetzte, hatte diese Bravour am folgenden Tage mit starkem Halsschmerze zu büßen.

Erst ganz nahe bei Macao, als die Stadt schon vor unseren überraschten Augen in ihrer ganz süditalienischen Schönheit dalag, konnte ich mich für die tollste Revolution in Kopf- und Magennerven wieder schadlos halten. So kann man auch in Flüssen den Wirkungen der See nicht immer entgehen.

Die Dämmerung brach ein, als wir auf Tragstühlen vor dem „Royal Hôtel“ ankamen, wo man uns aus Raummangel den „Drawing room“ mit zwei zu kurzen Sophas, als Betten, anwies.

Der Peak von „Lintin“ ragte während des ganzen Weges (etwa 100 englische Meilen von Canton [nach Görtz] entfernt) über den anderen Berglinien hervor.

Im Hôtel trafen wir sofort einen Bekannten, den Passagier des „Tigre“ und Zimmergenossen einer Nacht in Pointe de Galle, Mr. Monroe, den wir herzlich begrüßten. Er erzählte, dass er an Bord des „Tigre“, als sie Nachts im Flusse vor Saigón lagen, die Lucken nicht geschlossen habe und nun

das Opfer eines Fieberanfalles geworden sei, von welchem er sich erst langsam wieder erhole.

Früh am 8. Februar weckten uns erst vollständig die Klänge der Musik zur Kirchenparade der portugiesischen Garnison auf und wir freuten uns, endlich wieder einen nicht-englischen Sonntag vor uns zu sehen, an welchem die Leute es wagen, während des Gottesdienstes zu gehen, zu lachen und zu spielen.

Wir gaben unsere Briefe und Karten beim Consul ab und machten einen Ausflug nach der chinesischen Vorstadt, woselbst wir einen sehr romantisch gelegenen Galgen sahen, von welchem aus der Delinquent, von erhöhtem Standpunkte, der ganzen malerischen Umgebung seiner Heimat den letzten Abschied zuwinken kann (wahrlich eine zarte Aufmerksamkeit des peinlichen Hochgerichtes), und besuchten unterhalb des neuen, im maurischen Style gebauten Hospitals, einen Aussichtspunkt von grosser Schönheit; solche Stellen kenne ich nur an der Nordostküste Spanien's, an der „Route de la Corniche“ und an den Küsten bei Palermo.

Ein heftiger Wind erhob sich; die „Tan-kea's“ (Eierschalschiffchen), wie man hier die Wohnungsschiffe nennt, tanzten wie toll auf den daher rollenden Wellen, grosse Djunken lagen unter dem Drucke des Windes und ihrer Segellast auf der Seite, alle Wimpel und die bunten Kleider der strassenbelebenden Menge flatterten und wehten, und die „Praya grande“, der Quai, welcher sich vor unseren Fenstern hinzieht, schien belebter, als eine Gasse in Südspanien.

Die Hügelstadt ist halbmondförmig gebaut, Verandahs haben alle Häuser, deren jedoch schon viele verlassen, zerfallen und unbewohnt, ihrem Ruin entgegengehen.

Der chinesische Stadttheil ist reinlicher, als ich es irgendwo gesehen habe; aber das Wasservolk, auf chinesischen Booten wohnend, wird verachtet.

Reines Blut der Portugiesen ist selten mehr zu finden; es gibt desto mehr Mischungen. Zu Görtz' Zeit sah man in Macao sogar Neger und Mulatten als Sklaven.

Der innere Hafen heisst „Typa“ und wir bemerkten schon gestern bei der Einfahrt in denselben jenen, durch Bilder so häufig wiedergegebenen, malerischen Felsentempel unter uralten Bäumen. Der Fels trägt Inschriften; zwei Löwen von Granit, mit chinesischem Gesichtsausdrucke und Kugeln im Rachen, ruhen als Wächter am Eingange. Görtz behauptet, es gehe die Sage, dass, sobald diese Löwen ihre Kugeln ausspicien, die Welt untergehen müsse; das gehört auch zu jenem Capitel, in welchem wir lasen, dass lange Zeit keine europäische Frau in Canton leben durfte, weil es nach einer alten Tradition hiess, die Stadt würde durch eine Frau zerstört werden.

Monroe erzählt, dass das Gesetz vom 27. December 1873 über die Aufhebung des Kooliehandels in der portugiesischen Colonie Macao bestimme, dass binnen drei Monaten, also vom 27. März ab, die Contracte zur Ausfuhr „lebendigen Menschenfleisches“ aufzuheben haben und von diesem Tage an früher geschlossene ungiltig sein sollten. Ich griff mit dem Ausdrucke des heftigsten Abscheues die Apathie der Regierung an, dass sie diesen civilisatorischen Schritt nicht schon vor 10 Jahren gethan habe und glaubte, der sanfte Frauenfreund, welcher im indischen Ocean Sonette auf die Damen gemacht hatte, würde ganz meiner Meinung sein; wie erstaunte ich aber, als derselbe diesen Handel in Schutz nahm und ihn,

„Angesichts der Uebervölkerung China's“, für eine „Wohlthat“ erklärte; er nannte die Massregel vom 27. December eine schlechte, und ich erfuhr später, dass Mr. Monroe den Transport von „Chinese passengers“ nach Brasilien zu vermitteln habe, jedoch zu spät gekommen sei, um noch Contracte zu schliessen; nun erklärte ich mir erst seine „Philippika“ gegen das Vorgehen der portugiesischen Regierung.

Macao hat höchstens 8—10 Familien von rein portugiesischer Abstammung; wer nach dem 27. März seinen Broderwerb nicht auf andere Art auszuweisen vermag, wird Landes verwiesen; diese Massregel dürfte wohl der Mehrzahl der angesiedelten Existenzen den Garaus machen; nun bleiben ihnen noch die Spielhäuser, welche, trotz ihrer grossen Zahl, gute Geschäfte machen; jedoch soll der Name des Hazardspieles „Macao“ nicht von hier stammen.

Das Militär-Casino („United service club“) (Army and navy) ist sehr hübsch ausgestattet; die meisten übrigen Gebäude erinnern alle zu sehr an die barocken Imitationen des maurischen Styles in Portugal; sie sind, wie in Südspanien oder Genua, blau, rosenroth, auch gelb bemalt, da weisse Wände durch den Sonnenreflex die Augen gefährden.

Nach der zweiten Visite, bei welcher wir den Viceconsultrafen, führte er uns in den romantischen „Camoëns“- (des Dichters der „Lusiade“) „Garden“, eine poetische Wildniss mit schönen Ausblicken auf die Insel, in einige Stadttheile, den Hafen „Typa“ und die Nachbarinseln. Als wir bei dem Portale eintraten, verliess eben ein Chinese seinen Tragstuhl, welcher nebst dem Zopfe noch einen Spitzbart! trug; ich staunte über diese Distinction, Millich aber erklärte mir, das

sei ein französischer Missionär, welcher sich bestrebt, so viel als möglich den Eingeborenen gleich zu leben.

Im Garten liegt ein tempelartiges Gebäude mit Camoëns' Büste, genannt: „Camoëns' Grotto“.

Wir besahen nochmals einen Theil des chinesischen Viertels, vorher jedoch die protestantische Kirche und den Friedhof, auf welchem der bekannte Missionär Morrison und sein Sohn begraben liegen; hier hat auch ein Capitän zwei Grabsteine; man setzte ihm einen in Macáo, der andere kam nachträglich aus der Heimat zugeschickt; man nennt ihn „den zweimal Begrabenen“.

Nach einer kurzen Stärkung nahmen wir Tragstühle, während Millich und sein zottiger Riesenhund aus Schottland zu Fuss daneben den Hügeln zuschritten. Millich scheint an der Leber zu leiden (eine natürliche Folge des Klima's), und ist menschenfeindlich, welche letztere Eigenschaft er jedoch uns gegenüber nicht zu Tage treten liess.

Wir begegneten bald darauf dem Schöpfer der neuen Kooliehandels-Aufhebung, dem humanen, thätigen und hochgeachteten Gouverneur Sergio de Souza, von welchem Hübner sagt: „Le gouverneur S. de S. me semble mériter sa popularité.“ Er flog in einer Poney-Equipage durch die Strassen, nachdem zur Feier seiner Rückkehr aus Canton etwa 20 Kanonenschüsse gelöst worden waren; er hatte daselbst aus politischen Gründen im Hôtel gewohnt.

Die Aussicht von den Hügeln oberhalb des Hafens, wo wir, erfrischt durch die starke Brise, längere Zeit stehen blieben, ist wahrhaft reizend; das „Neapel des Ostens“ mit seinen 100.000 (nach Otto Hübner) Einwohnern lag zu unseren Füßen und nur eine dünne Landzunge stempelt

diese scheinbare Insel (in gleicher Weise wie Cádiz) zur Halbinsel.

Als wir zurückkehrten, ertönte Musik; die Promenade hatte begonnen und, auf elegantem Pferde tänzelnd, zeigte sich uns der erste, gut berittene Chinese.

Auf unserem Wege hatten wir auch eine alte Kirchen-Façade gesehen, welche als letzter Rest eines abgebrannten Gotteshauses, grasbewachsen, hoch über ruinenhaften Treppen thront; der malerische Anblick ist an die Seite der zerfallenen Abteien in Schottland zu stellen.

Auch hier, erzählte Millich, kennt man die Plage der weissen Ameisen, welche, durch Ziegelmauern nagend, so manche Einstürze bei älteren Häusern verursacht haben sollen.

Heute fielen mir auch „Goa-Indier“ als Constabler (versuchsweise angewendet) auf, welche jedoch der Winterkälte hier nicht gewachsen sein sollen.

Ausser den berühmten Kackerlacken, haben uns bisher in China noch wenige Thiere belästigt, so dass die Mosquitonetze überflüssig werden.

Bei Millich zu Tische, bringen wir einen angenehmen Abend zu, während der Sturm die Fenster rüttelt und wir in natürlicher Ideenfolge auf Cyclone (Teifuns) zu sprechen kommen, welche er als entsetzlich schildert. Von der Hitze soll man in Macao aber weniger leiden, als in dem sehr geschützten Hongkóng, während die Stürme hier heftigere Verwüstungen erzeugen.

Als wir zurückkehrten, hörten wir die heiseren Stimmen der Kooliehändler und anderer zweifelhafter Existenzen aus dem „Café Billard“ herauf; noch lange störte der Lärm unsere Nachtruhe. Monroeë will mir gar nicht recht mit seinem

feinen Greisenhaupte als „Geschäftsfreund“ unter solche Leute hineinpassen.

Ueber den Kooliehandel und die Formalitäten bei Abschliessung der Contracte lasse ich mich nicht weiter aus, da Baron Hübner in seiner: „Promenade autour du monde“ das Vorgehen in den „barrancoës“ so trefflich wiedergegeben hat. Ob der Handel nicht unter Gefahren fortbestehen wird, ob die, in Angriffen auf Macao so gewandten Engländer und Amerikaner (besonders die Letzteren), trotz des Verbotes, von ihrem Vortheile angetrieben, das alle Menschenrechte verhöhnende Spiel fortsetzen werden (freilich unter anderem Namen für die Sache), das frug ich mich; auf meiner Ueberfahrt über den stillen Ocean bekam ich die Antwort, als ich das zweifelhafte Glück hatte, in Gesellschaft von 626 wohl-abgezählten Chinesen an Bord des „Vasco“ nach S. Francisco überzufahren. Die portugiesische Regierung hat aber einen edlen Schritt gethan und endlich auch diesen verächtlichen Menschenhandel unter den Falten der Fahne des Fortschrittes geborgen *).

*) Eine Erscheinung fiel mir im Chinesenviertel auf, welcher ich nicht wieder begegnete; auch habe ich Aehnliches nie von anderen Reisenden berichtet gelesen: Die kleinen, verkrüppelten Füße gelten als „Vorrecht“ der vornehmen Classe; in Macáo aber sah ich eine arbeitende Chinesin mit solchen „Bocksfüsschen“ auf dem Rande eines Brunnens stehen, um Wasser zu schöpfen; man bemerkte mir, dieses Weib müsse durch Umstände herabgekommen sein, wobei die, bei der Arbeit lästige Verkrüppelung eben nicht mehr zu verbessern war.

Hongkong.

Inhalt. Macáo-Hongkóng. — Der „*White Cloud*“, das Geschäftsschiff mit 14 Knoten per Stunde. — Sturm und zerbrochene Glasscheiben. — Ein „*artiger Amerikaner*“. — Wieder in Hongkóng. — Die grösste Waffe des chinesischen Koolies. — P. & O. „*Golkonda*“ und M. M. „*Ava*“. — Mr. Austin, „*first Officer of the Government*“. — Werner's Schilderungen aus Ost-Asien. — Merchant princes. — Russel & Cy. — P. M. S. S. Cy's „*the Great Republic*“. — Der „*Nil*“ M. M. — Der Club „*Germania*“. — Ein untergegangener Dampfer. — Tod vieler Chinesen im Wasser. — Apathie der Chinesen bei Unglücksfällen. — Ein Findelhaus. — Weiberübevölkerung. — Blumenausstellung. — Concert im deutschen Club und Herr Iberg aus Singapore. — „*Have a drink with me*“ und der „*Bar room*“. — Die Rennbahn. — Ein chinesischer Jockey. — Besteigung des 1800 Schuh hohen „*Peak Victoria*“. — Panorama. — Der Signalschuss für den „*Peiho*“. — Ein Schiffsbrand. — Der Vorabend des chinesischen Neujahrstages. — Die P. M. S. S. Cy's „*Alaska*“. — Eine böse Nacht. — An Bord des „*Peiho*“.

Montag den 9. Februar hatte sich der Sturm noch immer nicht gelegt; mein Freund ist fast stimmlos und der kalte Tag verspricht trübe Stunden.

Früh nach 7 Uhr eilen wir in zwei Tragstühlen an Bord des „*White Cloud*“, während zwei Koolies unser Gepäck auf einer Bambusstange vorantragen. Dieser Dampfer ist der grösste von den dreien, die wir auf diesem „*Trip*“ (Ausflug) betreten haben und er macht den Eindruck grösserer Reinlichkeit. Das „*Ticket*“ (ohne Frühstück) kostet 1½ Dollars oder 8 Fres.; wir sollen um ½12 Uhr in Hongkóng ankommen,

2½ Stunden ist Zeit für Geschäfte gelassen und sodann geht das Schiff um 2 Uhr wieder ab; damit das „Macao people“ seinen „Business“ ungestört vollenden könne, frühstückt man an Bord.

Auch hier finde ich wieder Waffen aller Art als Präservativmittel und auch hier sind wieder die Chinesen, wie überall „die Steine des Anstosses“ für den Touristen in China, welcher ohne „boy“ zu reisen sich entschliesst, da sie in ihrem reservirten Raume auf dem Gepäcke der Leute erster Classe umhersitzen und uns so zwingen, von Zeit zu Zeit die ganze Länge des Schiffes zu durchschreiten, um zu sehen, ob uns nichts gestohlen worden sei. Ich nahm weder ein Frühstück, noch litt ich, trotz der heftigen Bewegung, an Seekrankheit; aber die Maschine hatte genug zu thun, um anstatt der versprochenen „rate“ von 14 Meilen per Stunde selbst nur bis 12 zu kommen, so dass wir den Weg erst bis nach Mittag zurücklegten.

Zunächst Hongkóng packte uns der Wind nochmals von der Seite; ich öffnete beim Heraustreten auf den freien Raum vor dem ersten Salon, auf welchem Wasserkübel vom Winde fortgeschleift wurden, eine Glasthüre, welche mir der Sturm sofort aus der Hand riss und heftig an die Holzwand anschlug; bisher hatte er nur mit Strohsesseln an Deck wie mit Federbällen gespielt; obige Fensterscheiben aber gingen in tausend Trümmer; jedoch war die Schwankung des Schiffes verhältnissmässig schwächer, als vorauszusehen gewesen war.

Als ich dem Capitän die Bezahlung der zerbrochenen Fenstergläser anbot, weigerte er sich mit grösster Liebenswürdigkeit sie anzunehmen; ein „artiger Amerikaner“, welche Seltenheit, und noch dazu mit Schaden, zuvorkommend;

ich bedauere, dieses seltenen Mannes Namen nicht zu kennen. Der Europäer genießt eine ganz vorzügliche sociale Stellung; ein Jeder reist wie ein kleiner Fürst, niemals ohne Dienerschaft, und selbst die Briefe von Hongkóng nach Canton an bekannte Häuser zahlen kein Porto; materielles Leben ist wohl nirgends besser zu denken, aber darum fühlt sich auch der in heimatische Verhältnisse zurückgekehrte Europäer zu Hause nicht wohl, da geistige Anregung jahrelang gefehlt hatte, das physische Wohlbefinden aber bei uns theurer zu stehen kömmt, als in den Colonien, wo der Erwerb auch grösser ist.

Bald fuhren wir auf der Rhede von Hongkóng ein und die Koolies mit ihren Bambuskeulen und Stricken stürzten in dichter, geschlossener Menge auf unser Gepäck zu; die Essenz aller Gertüch (fauler Fische, todter Hunde, verfaulter Gemüse, rohen Sauerkrautes und ungewaschener Chinesen im Vereine) strömte auf uns ein, als mächtigste Waffe dieser Volksklasse in China; da gibt es kein anderes Mittel als den Stock, um dem Eindrücke nicht zu erliegen, wenn auch die englische Regierung fünf Dollars für jeden geschlagenen Chinesen, welcher bei Gericht klagt, bezahlen lässt; selbst mein Reisegefährte, sonst doch ziemlich gleichgiltig gegen alle demoralisirenden Eindrücke auf die Sinneswerkzeuge, fand diesen Duft denn doch zu unausstehlich.

Wir fanden unser Zimmer in vollster Ordnung und fühlen uns relativ recht heimisch; eine Ruhezeit beginnt, welche bis zum Abgange des „Peiho“ (M. M.), der uns nach Shanghai bringen soll, dauern wird.

Zu Hunderten trieben bei den Windstössen alle Sorten von Embarkationen (Eierschiffchen, Sampáns, Segelboote, Djunken etc.) mit der Wind- und Wasserströmung gegen Nordosten

auf der Rhede, zu Füßen des Stadttheiles, welchen wir vom Balkon aus überblicken können.

Die „Golkonda“ der P. & O. line, welche wir zu Bombay in Ausbesserung gesehen hatten, da sie (wie ich später in Japan erfuhr) vor Ceylon beinahe gesunken wäre, liegt hier, nachdem sie Bombay 14 Tage nach uns verlassen hatte; auch die „Ava“ der M. M. sehe ich hier zum ersten Male („homeward bound“). Regengüsse verfolgen sich heute, es donnert und blitzt und die Raketen zur Neujahrsfeier knattern heftiger, um der Natur nachzukommen. Wiederum begegnen wir einen bekannten Passagier vom Bord des „Tigre“, Mr. Austin: „First Officer of the Government“; er bietet uns Empfehlungsbriefe nach Shanghai und Yokohama an. (Baron Hübner erwähnt seinen Namen.)

Des Abends bewunderten wir eine Beleuchtung mit eigenthümlichen Effecten, wobei der Dunst wie ein Schleier über dem Wasser hing; die Vorberge waren roth, des Festlandes Riesenfelsenformen erschienen dunkel.

Den 10. erwachten wir bei fast wolkenlosem Himmel; das Wasser war so glatt, dass sich Masten und Schiffsfarben abspiegelten und auch jene Stürme, welche die verschiedenen Lebensanschauungen hervorrufen, wurden beruhigt. Der junge Tag ist wie ein schöner Aprilmorgen bei uns. Die Sonne hat Früh 10 Uhr $+18^{\circ}$ R. und scheint bereits sehr kräftig; wir sind hier noch südlich vom Wendekreise.

Nach einer Parkpromenade und einer langen Visite in dem Atelier des Photographen Afong, beginne ich mit meinem Freunde mündliche und schriftliche Lectionen im Englischen, da er, obgleich die Reise im Juni 1873 bereits verabredet war, bis heute der Sprache noch ziemlich fremd ist.

Das Buch Capitän Werner's, welcher bei der ostasiatischen Expedition der Preussen in den 60er Jahren ein Schiff commandirte, ist freilich voll von Uebertreibungen, aber in gutem Feuilletonstyle geschrieben. Werner hat sich seither durch seine Affaire in Spanien völkerrechtlich bekannt gemacht (1873).

Im Government's-Hause gab es heute Musik und Croquet (wöchentlich einmal); Damentoiletten und zierliche Officiersuniformen belebten den fashionablen Grasplatz im Garten vor der Hauptfaçade des Palastes. Alle Berge waren prächtig beleuchtet; friedlich ruhen die grossen Dampfer vor ihren Ankern, hastig schwimmen die kleinen Sampáns auf spiegelglatter Rhede und hängen gleich Trauben oder wie Wespen an ihren Nestern, an die Wände und Treppen der grossen Schiffe geklebt.

Diese Rhede ist nebst denen von Rio Janeiro, S. Francisco, Bombay, Sidney und einigen anderen, eine der schönsten der Welt; man kann sich kaum ein malerischeres Städtebild denken, und ich komme immer wieder darauf zurück.

Es ist schwül und schwere Dünste hängen über dem „Peak Victoria“; matt dringt die Abendsonne mit ihren Strahlen durch. Wie ein Ameisenhaufen sieht der Hafen von dieser Höhe aus, zeugend von der Thätigkeit des elendesten, ärmsten Arbeiters der Erde, aus einem Volke, welches als traurigstes Gegenstück zu seinen Blutsaugern, den „Merchant princes“, vor deren Thüren sein Brod kümmerlich erwirbt.

Des Abends ist unser Daheim ziemlich nett: fünf Gasflammen erleuchten und erwärmen die Stube und laden freundlich zur Arbeit ein; bei Lectüre, Zeichnen und Schreiben ist der Abend bald um.

Nach dem 9 Uhr-Schusse schlummert Hongkóng ein; nur wenige Verspätete hört man in den Strassen heraufsteigen

und von Zeit zu Zeit lässt sich das Rufen der Koolies mit Tragstühlen vernehmen.

Dem 11. Februar ging eine schlechte Nacht voran. Regen und Sturm liessen mich nicht gut schlafen. Ich schrieb einen Artikel über die Aufhebung des Koolieshandels in Macao und empfang einen Brief von Behre, mit der Bitte zu Tisch für Samstag, da an jenem Tage der Besuch eines Concertes des Herrn Iberg aus Singapore im deutschen Club leicht damit in Verbindung zu bringen sei.

In dem ehrwürdigen Hause des Banquiers Russel & Cy., an welchen ich empfohlen bin, machte ich einen Besuch und brachte die übrige Zeit auf der Promenade und im deutschen Club „Germania“ zu, während sich mein Freund mit einem Aquarellbild befasste; die Oelfarben sind seit Bombay nicht aus dem Koffer gekommen, worin sie auch bis Japan bleiben sollten. Unsere englischen Lectionen werden wieder aufgegeben, da sie keinen Erfolg aufzuweisen haben.

Des Morgens kam die telegraphische Nachricht, dass der sehnstüchtig erwartete „Peiho“ erst heute 8 Uh. antemerid. Saigon verlassen habe; wir dürften ihn daher kaum vor Sonntag erwarten. Der heutige Tag war ein Gegenstück des vergangenen, unfreundlich, kalt und reich an Regengüssen.

Md. Mestern sendet uns zwei Exemplare ihrer versprochenen Photographie, eines ihrer Töchterlein auf dem Rücken „à la Chinoise“, bei Afong aufgenommen.

Ich lese den ersten Theil meines ausgeführten Tagebuches meinem Gefährten vor; er ist sehr zufriedengestellt und fordert mich zur Fortsetzung auf; dann aber schweren Hauptes einen herannahenden Schnupfen erwartend, liest er, in düsteren Vor-

ahnungen der kommenden Qualen, aus Weber's „Demokritos“ in dem Capitel: „Ueber die Nasen“.

Am Morgen des 12. erwachte ich mit einer wahren „rage du travail“, die mich täglich mehr erfasst, seit wir die entnervenden Einflüsse der Aequatornähe hinter uns haben.

Bei nur $+14^{\circ}$ R. um Mittag wurden die Finger beim Schreiben beinahe steif.

Die „Ava“ ist abgefahren und um $\frac{1}{2}4$ Uhr verlässt auch die „Great Republic“ ihren Platz, um über Japan nach Californien abzugehen; der „Nil“ kömmt von Yokohama an (einen Monat später gieng er an der Küste von Japan zu Grunde und von 92 Menschen wurden nur vier gerettet; es war also diessmal seine vorletzte Ankunft in Hongkóng).

Der Unterschied zwischen Cantón und Hongkóng in der Temperatur ist auffallend; die Abende sind hier beinahe unerträglich kalt; ich war gezwungen, mir warme Kleider machen zu lassen.

Am 13. Februar. Die andauernde Ruhe stärkt mich und calmirt die, durch so rasch aufeinander folgenden Eindrücke erregten Nerven. Das Leben in den Tropen, die andauernde Schwäche daselbst und die Unmöglichkeit, angestrengt zu arbeiten, glich einem Krankheitszustande, welcher 11 Wochen lang, jetzt nur mehr wie ein böser Traum in der Erinnerung, mit dem so theuer erkaufte Genüsse nicht im Verhältniss stand. Dort schleicht, sitzt, gähnt man den ganzen Tag über und selbst das Essen wird zuletzt zur Qual, der Schlaf aber ist stets schlecht; nun, da wir drüber hinaus sind, habe ich den alten Menschen wiederum angezogen; auch die Verstimmung, welche die nöthigen Vorsichten, sowie die Gefahr klimatischer Einflüsse mit sich bringt, ist verschwunden und ein Stein

weniger in dem Karren des Touristenlebens mitzuschleppen. Von klimatischen Krankheiten war ich freilich gänzlich verschont geblieben, denn ich rechne 2—3 leichte Sonnenstichanfalle nicht, da sie mehr durch den Reflex auf die Augen wirkten, als durch directen Einfluss auf das Gehirn; qualvoll waren sie freilich; in Ceylon verlor ich einmal das Bewusstsein, das andere Mal dauerten die stärksten Kopfschmerzen 36 Stunden lang und ich fühlte dabei das Drehen der Wagenräder in den Schläfen. Nun ist es wieder möglich, die Muskeln zu stärken, da die Bewegung nicht mehr erschöpft und der alte Frohsinn wird nicht lange ausbleiben.

Mein nunmehr tägliches Verweilen in dem nahen Club „Germania“ erhält mich „au fait“ der europäischen Neuigkeiten, welche jedesmal nur sechs Wochen alt sind; das Institut war früher im Gebäude unseres „Hôtel de l'Univers“, welches Eigenthum des österreichischen Generalconsuls Baron Overbeck ist. Das neue Gebäude des Clubs, welcher aus etwa 100 ständigen Mitgliedern besteht, hat derselbe sich selbst erbaut; es enthält Theater- und Tanzsäle, Concertzimmer, Empfangsräume, zwei Billardzimmer, einen Lesesaal, eine kleine Bibliothek und ist im englisch-gothischen Style aus solidem Materiale errichtet; daneben sind noch Waschzimmer, Essräume und Kegelbahnen zu erwähnen, welche Einrichtungen dem Unternehmen die Krone des Hausmännischen aufsetzen. Dieser Club gilt für den schönsten des Ostens; Fremde werden eingeführt und selbst bis zur letzten Flasche Sodawasser freigehalten; der Gastfreund ist beleidigt, wenn man solche Artigkeiten nicht acceptirt; man hat nichts zu thun, als seine Karte für die Mitglieder des Clubs an der eigens dazu bestimmten Stelle zu exponiren und genießt so die Vortheile, ohne die Lasten mitzutragen.

Die Restauration unseres Hôtels ist vorzüglich und die Feinschmecker von Hongkóng besuchen sie, um sich einen guten Tag zu machen; eine hübsche Halle ziert den Eingang zum Hôtel, links daneben ist ein Caféhaus mit Billards und bald werden Hongkóng-Hôtel und die anderen durch den niedlichen Neuling ausgestochen sein. Das Haus erweist jedoch dem Erbauer keine Ehre, denn jeder Schritt macht es erzittern.

Man fühlt sich unter solchen, relativ angenehmen Verhältnissen fast heimisch, so dass wir uns oft orientiren müssen, ob wir denn auch wirklich im äussersten Osten Asiens uns befinden. Selbst die täglichen Blätter Deutschlands, von der „Kölnischen“ und „Norddeutschen Allgemeinen“ bis herab zum „Kladderadatsch“ und den „Fliegenden Blättern“ finden wir hier (nach sechswöchentlicher Ueberfahrt der Post) freilich nicht in erster Jugend.

Nach $\frac{1}{2}$ 2 Uhr Vormittags hatten wir heute sogar nur +12° R. Auf meiner Promenade bemerkte ich Constabler in grosser Zahl, welche die Strassen oberhalb des Parkes und die Fusswege zum Peak Victoria bewachen; in der Einbuchtung unterhalb der Spitze, von welcher der Signalstock aufwärts ragt, steht ein einsames Polizeihaus, da vor etlichen Jahren daselbst ein Mord geschehen sein soll; während der „Officestunden“ begegnete ich weder in den reizenden Anlagen, noch weiter hinauf einem Europäer.

Der arbeitende Chinese ist unbeschreiblich eckelhaft, aber sein Leben wird auch wie das der Thiere geschätzt. Ein Chinesenkind soll von seinen Eltern, wenn die Familie am Hungertuche nagt, für 1 Dollar! verkauft werden. Heute Morgens bot sich abermals ein Beweis für obige Behauptung, wie gering von den Chinesen das Leben der Mitbürger geschätzt wird,

als ein neugebauter Dampfer, der „Wanloo“ (?), welcher um 50 Cents per Kopf (1 fl.) für 9—10 Stunden Fahrt!! zum Neujahrsfeste nach Canton fahren sollte, auf der Rhede sank; es war die erste Fahrt des Schiffes, welches (vor wenigen Tagen noch im Bau), überladen mit Menschen und zu hoch über dem Wasserspiegel aufgebaut, zunächst dem Ufer umschlug, sich füllte und rasch unterging. Auf all' den Sampáns, welche in der Nähe waren, rührte sich Keiner der Chinesen zur Hilfe; man munkelte zuerst von 100, dann von 80 Ertrunkenen, die Zahl war jedoch geringer. Ich höre, dass man die chinesischen Schiffer förmlich steinigen musste, um sie zur Rettung zu bewegen; man fand später durch Taucher die Leichen der versunkenen Chinesen stehend an die Thüre gelehnt, welche nach Innen aufging und sie hatten sich so buchstäblich „gegen ihre eigene Rettung gestemmt“. Der Chinese scheut das Wasser und verkriecht sich auf allen Schiffen sofort in den Raum. Die Landsleute der Opfer halten, wie immer in solchen Fällen, das Eingreifen in die Fügungen der Götter (als höherer Mächte und bei ihrem Glauben an Seelenwanderung) für eine grosse Sünde.

Wir erhielten heute den Besuch des Herrn Behre, welcher nebst unserem Besuche im Club die Schlussereignisse dieses Tages bildete. Behre erzählte, dass ein deutsches Findelhaus in Hongkóng existire, welches viele weggelegte Findelkinder (meist Mädchen) aufnimmt. Viele davon lernen recht gut die deutsche Sprache, üben sich im Clavierspiel und in der Behandlung der Orgel; die Zukunft derselben wird auf die verschiedenste Weise gesichert; europäische Capitäne, welche die Küstenschiffahrt betreiben, verheiraten sich öfter mit solchen Mädchen; aber bei dem Ueberflusse an Weibern in China

werden diese Christinnen oft auch an Chinesen verheiratet; da das grosse Ueberwiegen des schwächeren Geschlechtes Religionsskrupel nicht aufkommen lassen darf und das lehren ja schon die Jesuiten, dass man „Opfer bringen müsse, „um den Glauben weiter fortzupflanzen“, und so werden diese Geschöpfe „dem Zwecke als heiligende Mittel“ hingegeben. Aber aus gleicher Ursache bilden die Frauen in diesem Lande auch den Abschaum der menschlichen Gesellschaft und sie sinken tiefer als sie irgendwo auf der ganzen Erde sinken. Das Weib ist aus zarterem Thone geschaffen und steht, wenn gebildet, durch angeborene Eigenschaften in vielen Richtungen höher als der Mann, so in Japan; gibt es aber die Sitte auf, welche ihren einzigen Lebenshalt bildet, dann erreicht sie die tiefste Stufe unter den Existenzen.

Der 14. Februar war ein kalter, grauer, unfreundlicher Tag. Ich besuchte heute zweimal die reizende Blumenausstellung im „public garden“ und ergötzte mich an der interessanten Farrenkräutersammlung vom „Peak Victoria“, sowie an den europäischen Blumen, welche hier neben den stolzen Pflanzen der Tropen in der kühlen Februarluft gedeihen. Der Park ist heute belebter durch eine grössere Anzahl Promenirender, unter welchen mir Russen, Franzosen und auch viele portugiesische Typen auffallen. Indessen ziehen weissbeflügelte „Yachts“ auf dem blauen, leicht bewegten Wasser der Rhede zu unseren Füßen; denn an diesem festlichen Tage haben die Segelboote eine „Race“ (Wettfahrt).

Abends dinirten wir bei Herrn Behre, mit dem Freunde des Herrn Sartorius, vorzüglich; Herr Behre ist Mitglied des „Clubs der Feinschmecker“ und man sieht ihm den

„Gastronomen“ von seinem ganzen Habitus schon ab; er ist zugleich Präsident des deutschen Clubs.

Nach Tisch eilten wir, bei ganz vorzüglichem Phosphoresciren des Wassers, in Tragstühlen zu dem Concerte des Herrn Iburg. Zu meinem Staunen verwunderten sich die Hongkonger über unsere zusammenlegbaren Claquehüte, ein Ding, welches sie hier nie gesehen hatten; denn der Europäer geht, wie wenn er im eigenen Hause wäre, nur mit einem kleinen Käppchen, welches er sodann in die Tasche steckt, aus, und begibt sich so von Haus zu Haus; denn hier ist Jedermann bekannt und Jeder benimmt sich, wie in dem eigenen Hauswesen, lässt sich nicht erst einladen, sondern kömmt und geht, wie es ihm gerade passt; dabei stört nur der obligate Salonrock. In den hell erleuchteten Sälen dominirte der elegante Marinefrack, die lächerliche, rothe, kurze Jacke des englischen Infanteristen und endlich der schwarze Frack.

Der Gouverneur und sein Stellvertreter (unser Gönner Mr. Austin), sowie viele andere Honoratioren des Platzes waren geladen; der Club hatte sich innen coquett ausgeschmückt und erleuchtet und bald begann in den akustischen Sälen eine Reihe hübscher Musikstücke. Da die Vorstellung leider nur Reclame eines Musiklehrers in Verbindung mit Vorträgen von Dilettanten war, so verblieb der Totaleindruck ein mittel-mässiger. Von allen Seiten wurde uns das: „Have a drink with me“ oder „Kommen Sie 'mal auf ein Gläschen“ zugerufen und man nimmt dann meist „Champagne with Sodawater“, oft auch Bier, welches jedoch stark brandyhältig ist und das hier meist nach dem Champagner hinabgegossen wird. Der vollgedrängte „bar room“ sprach gerade nicht für den musikalisch ausgebildeten Sinn unserer

freundlichen Gastwirthe. „Claret“ (Bordeaux) war schon bei Tisch im Vereine mit beiden obigen Getränken bedeutend geflossen. Natürlich wetteifert der Norddeutsche im Trinken mit dem Britten; der Wettkampf ist sicherlich auf die edelste Basis gestellt; die verkehrte, verlachte Welt des „Chinaman“ scheint in Europa denn doch nicht gar so ungeläufig zu sein.

Mein Reisegefährte, auf wenige Deutsche und Herrn Iburg selbst angewiesen, war durch seine Unkenntniß der Alltagssprache leider in die Lage eines Taubstummen versetzt und es blieb ihm Nichts übrig, als sich zu langweilen, während ich mich recht gut amüsirte, viele neue Bekanntschaften machte und erheitert die Nachtruhe aufsuchte.

Sonnenhell leuchtete uns der Sonntag am 15. Februar. Unser Zimmer wird nun immer mehr zum „lookout“ für die französische „Mail“. Täglich, stündlich gucken wir schon nach dem etwas verspäteten „Peiho“ aus, welcher bereits in Saigón mit Zeitverlust abfuhr und am 13. Februar hier („due“) fällig gewesen wäre; jedoch haben im Falle schweren Monsoon-Wetters (im Winter auf der Fahrt nach Norden, im Sommer auf der nach Süden), alle Dampfer 2—3 Tage Verspätungsrecht, welches der Engländer „allowance“ nennt, und heute bläst der Nordost wieder sehr stark.

Die Rennbahn, auf welcher man jetzt für die nächste Zeit trainirt, ist bereits hergerichtet; mein Genosse stattete ihr heute einen Besuch ab, bei welchem Ausfluge er, wie er erzählt, von drei verdächtigen Chinesen verfolgt wurde, welche erst wichen, nachdem er ihnen gegenüber eine sehr resolute Stellung angenommen hatte. Er sah daselbst einen „Trainer“ (Zureiter), welcher als Jockey gekleidet, seinen Chinesenzopf

nicht geopfert hatte und nebst englischen Reithosen, auch Glanzstiefel mit Sporen, dabei den chinesischen Rock und über dem Zopfe die chinesische Mütze trug.

Die herrlichsten Sonneneffecte wechseln unstät auf den Felsenmauern des gegenüberliegenden Festlandes. Erwartungsvoll harrt ganz Hongkóng der nächsten Post, denn auch im Club hat man nichts Neues mehr zu lesen; der Saal ist leer.

Nach dem Frühstücke bestiegen wir den „Peak Victoria“ (welcher nach Werner's Angabe 1800' Schuh hoch sein soll); ich nahm zwar einen Tragsessel mit zwei Koolies, ohne sie jedoch viel weiter als über Hongkong's Häuser hinauf zu benützen; wir liessen unsere Röcke tragen. Das Mitleid mit den Keuchenden hatte mich bewogen, sie nur 20 Minuten lang in diesen 1½ Stunden Steigens zu benützen; der Tag war grau, die Sonne kam selten hervor und dann nur schwach und oben erhob sich eisiger Wind; zu Weihnachten soll eine Kruste von Eis auf den Wegen gelegen haben.

Der Blick von oben ähnelt demjenigen von der Spitze des Vesuv, denn auch hier breitet sich das Panorama mit kahlem Vordergrunde und dem weiten Ocean über Festland und Inseln (hier fast bis Macao) aus. Wir sehen von oben die Taucherarbeiten zur Hebung des jüngst versunkenen Dampfers im Hafen; ein schottischer Wächter, welcher die Aufgabe hat, die Schiffe zu erkennen und der Stadt zu signalisiren, zeigt uns die „Small-pox“ (Blattern-)Hospitäler, die Quarantänebucht und viele andere interessante Punkte.

Schwere See, so erzählt er, habe er in den letzten drei Tagen durch das Fernrohr beobachtet; das Meer schlage wüthend an die Riffe in offener See und darum sei die Verspätung des „Peiho“ erklärlich.

Im Sommer, fährt unser Explicator fort, habe man hier oben immer Brise und eine Temperatur, um $+9^{\circ}$ R. (20° F.) kühler, als unten in der Stadt; hat es oben 80° F. ($21\frac{1}{2}^{\circ}$ R.), dann hat es unten 100° F. ($= 30\frac{2}{3}^{\circ}$ R.) im Schatten, denn Hongkóng ist durch den „Peak Victoria“ gegen den Einfluss des Monsoons aus Südwest thatsächlich „verbarrikadirt“. An kühlen Wintermorgen gebe es oft Reif und nur $+6-7^{\circ}$ R.

Als wir eben herabstiegen, sahen wir die undeutliche Form eines Dampfers auf dem weiten Wasser, wie einen schwarzen Punkt und nach wenigen Minuten war die französische Flagge auf dem Signalmaste gehisst; es dröhnte der Kanonenschuss und die ganze Stadt wusste die Ankunft der „Mail“. Niemand aber freute sich so wie wir darüber, denn ich kenne nichts Demoralisirenderes, als Zuwartenmüssen nach gethaner Arbeit, wenn man, neuartigen, jungen Stoff zu suchen, vor Begierde schon brennt.

Rothrückige Soldaten und einige Gentlemen kamen uns entgegen. Im Hôtel langten wir sehr erfrischt und erheitert an. Mein tägliches „Soda with Vermouth“ stärkte mich (Angesichts der eingetroffenen Erlösung) zur Sisyphus-Arbeit des Packens. Mit einem Schuss begrüßte der daliegende „Nil“ den „Peiho“. Ich hatte letzteres Schiff im December 1872 im Hafen „la Joliette“ zu Marseille besucht und zuletzt auf seiner Heimfahrt bei der Insel „Sokotóra“ im indischen Ocean (November 1873) begegnet.

Nachdem ich die neuen Posteinläufe im Club durchgesehen, giengen wir zu Herrn Behre zum Diner und zogen, als die Andern die Spieltische besetzten, uns früher zurück.

Vom 15. zum 16. Nachts kam auf dem, einst unter österreichischer Flagge fahrenden, nun peruanischen Segelschiffe

„Columbia“ (man nannte es einen „Kooliehändler aus Swatau“), Feuer aus und Früh 5 Uhr am 16. Februar brannte es noch lichterloh. Heute Morgens wurde es nun von dem Dampfer „Fame“ durch den schiffbespickten Hafen remorkirt (fürwahr eine gefährliche Procedur) und es flammte öfters noch bedenklich auf. Hinter den Sampángruppen auf der gegenüberliegenden Felseninsel dampfte bis spät der Rauch des, bis auf das Niveau des Wassers herabgebrannten Schiffes. Der Capitán soll, da man Brandstiftung witterte, auf Antrag der beschädigten Versicherungsgesellschaft eingesperrt worden sein. Segelschiffe tragen oft auf hoher See Schiffsbrände in sich, welche, wenn jeder Luftzutritt abgesperrt wird, wenn auch nicht erstickt, doch auf gleicher Höhe erhalten werden können und so retten sich manche nach einigen Tagen in einen Hafen.

Um 4 Uhr Nachmittags verlässt der „Nil“ die Rhede und der „Peiho“ kündigt seine Abfahrt für Morgen 2 Uhr an; endlich kam die um 10 Tage verspätete „Alaska“ von San Francisco und Yokoháma an.

Morgen ist der chinesische Neujahrstag. Man feiert den Vorabend unter dem, Trommelwirbel nicht unähnlichen Geknatter der kleineren Petarden und unter dem minutenlangen Rasseln von Schwärmern; zunächst den Holzthüren und dem feuergefährlichen Krame in den Buden brennen offene Feuerchen auf der Strasse; wahrlich, das ist kein beruhigender Anblick für die letzte Nacht in Hongkóng. Grosse rothe oder goldglänzende Zettel werden als Glückwünsche herumgetragen; es ist das die unbequemste Form für Neujahrsgratulationskarten oder wie man sie hier kurz nennt: „Tschintschin“.

Das Drachen- oder Glücksfest soll viel schöner gefeiert werden, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie eine chinesische Feier nach unseren Begriffen einen würdigen Anstrich haben könne.

In den Friseur- und Barbierladen lässt sich jeder halbwegs bemittelte Chinese heute den Kopf waschen, den Zopf flechten, in Ohren und Nase jedes Härchen ausrasiren und die Augen mit kleinen Stäbchen reinigen; denn die schmalgeschlitzten Fenster in diesen flachen Gesichtern bergen sehr oft kleine Würmer, welche selbst der Sehkraft gefährlich werden können. Die „Söhne des himmlischen Reiches“ amüsiren sich und es kann nichts Drolligeres geben, als heitere Gesichter bei Chinesen. Die frohe Bewegung theilt sich allen Strassen mit. Morgen, am heiligen Tage selbst, soll aber Ruhe sein, da sie alle vollgeessen und die meisten betrunken sind: „Es tritt die Seelenwanderung ein“, wie mir ein lustiger Seeofficier aus Bremen erzählte, der in seinem Humor sich über alles „caput lachen“ konnte, ein echter Seebär guter Art an Bord des Dampfschiffes „Weser“ auf unserer Rückfahrt im Juni, indem er die Erklärung gab: „Seelenwanderung, weil aus einem Affen ein Kater wird“ (Rausch und Katzenjammer).

Heute beendete ich „Lady Andley's Secret“ mit sehr unbefriedigendem Schlusse und schwor, niemals mehr mich von einem englischen Sensationsromane aus weiblicher Feder in der Nachtruhe stören zu lassen.

Eine Abschiedspromenade galt dem Park, um nochmals die Landschaftsgärtnerei in ihrer Vollendung zu bewundern und der angenehmen Stunden in diesem Garten dankbar zu gedenken. Der Tag ist grau und dumpf; melancholische

Musikklänge tönen von einer Fregatte auf der Rhede herauf und die tropischen Pflanzen scheinen ermattet unter dem Drucke der, die Sonne umgebenden Wolkenhülle; der Rauch, der noch immer brennenden „Columbia“ zieht gegen Westen und der leise Luftzug aus Nordost bewegt träumerisch die Blätter, die nadelreichen Zweige der Fichten, die Palmenkronen, die Farrenkräuter, die Blumen und Gräser zweier Zonen.

Ich holte den Freund um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr in dem Club ab und wir machten etliche Besuche; zuletzt ging Herr Behre mit uns zu Fuss, während sein Tragstuhl ihm folgte, nach der chinesischen Stadt, welche heute im Neujahrsfestkleide doppelt interessant sein sollte. Rundumher war ein ohrenbetäubendes Geknatter von Peloton-Raketchen, einer Art von Feuerwerkstrauben, zu hören, während bereits Papierlaternen und, trotz des Tageslichtes, Lampen neben den Gratulationspapieren vor den Thüren hingen; manche gefeierte Kaufleute hatten mit Neujahrswünschen ihre ganze Bude ausgestattet.

Wir besuchten einen geschmückten Tempel, in welchem in ächt buddhistischer Prunksucht die Feier für die Nacht vorbereitet wurde. Selbst auf den Sampáns und Familienbooten waren die rothen Zettel mit Goldbuchstaben aufgeklebt oder wehten halb lose im Winde. Nicht ferne davon sieht man den Schlot des jüngst versunkenen Dampfers, welcher, Dank den Taucherarbeiten, schon ein wenig zum Vorschein kömmt.

Die Taucher erzählen, dass etwa 35 Chinesen in der Cajüte dicht gedrängt stehen, wo sie, vergebens an die Thüre gestemmt, nach Rettung strebten. Ihr ängstliches Hin- und Herlaufen bei dem ersten Wanken des überladenen und zu

hoch aufgebauten Dampfers, hatte das einmal verlorene Gleichgewicht nicht wieder herstellen können.

Das war unser letzter Nachmittag in Hongkóng und wir gingen noch zu einem Abschiedstrunke mit Behre in den Club „Germania“.

Der Neujahrslärm steigert sich, man sollte glauben er habe bereits seinen Höhepunkt erreicht; ich machte mich vollkommen gefasst auf eine schlaflose Nacht, und suche mich durch Arbeit zu ermüden, während Julius des Abends nochmals ausgeht, um über die Strassenbeleuchtung zu berichten.

Ich höre, dass Herr und Frau Mestern zu den Wettrennen, welche gewöhnlich in den geschäftslosen Tagen der Neujahrszeit hier abgehalten werden, nächstens eintreffen und sich dann nach Shanghai begeben werden, um daselbst einer gewissen nothwendigen weiblichen Hilfe sich zu versichern; wenn unsere Frauen in der Heimat zu solchen Zwecken eine fünftägige Seereise machen müssten!! — Aber gerade in den Colonien zeigt sich die Zähigkeit der weiblichen Natur und das ist ein weiterer Beweis, dass in unseren Grossstädten nur künstliche Verweichlichung die Schuld an der schwachen Entwicklung unserer Nachkommenschaft trägt.

Der Chef eines unserer Freunde war mit dem „Peiho“ angekommen und erzählt, der Arzt sei ein liebenswürdiger Pole, welcher auch deutsch rede; wenige Passagiere würden an Bord verbleiben und Platz sei genug für uns.

Julius kehrt von seiner Entdeckungsreise zurück; er erzählt von einem grossen Strassengedränge und hatte die Dampffeuerpumpen der Engländer, für alle Fälle bereit und geheizt, an den Strassenecken stehen gesehen. Um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr Nachts, als ich zu Bette ging, war der Lärm des

Neujahrsfestes so heftig, dass ich lange nicht einschlafen konnte; erst gegen Morgen schlief ich unruhig, träumte von Kanonenschüssen und Feuerwerk und erwachte am Morgen des 17. Februar wenig ausgeruht, aber doch, ohne die Schrecken einer nächtlichen Feuersbrunst erlebt zu haben.

Wir nahmen um 9 Uhr ein bestelltes Frühstück und eilten, da um $\frac{1}{2}$ 2 oder 2 Uhr unser Dampfer abreisen wird, an das Werk, während Mr. Austin uns versprach, seine Empfehlungsbriefe nachzuschicken; unsere Karawane besteht aus einem europäischen Lohndiener, 8 Koolies, welche das Gepäck auf den Bambusstangen tragen, sowie einem Portier (Chinesen); wir langten bei den Booten an, nachdem wir die wohlgesalzene Rechnung („bill“), welche wir „ohne den Wirth“ billiger gemacht hätten, beglichen, und schwankend bei frischer Brise füllten wir drei Boote mit unserem Gepäck und uns selbst, dem Lohndiener und dem „China chair“.

An Bord des „Peiho“.

(17. bis 21. Februar.)

Inhalt. Eine alte Bekanntschaft aus „La Joliette“. — Folgen des Neujahrsfestes und Katzenjammergestalten. — Passagiere. — Piratenwache. — Felsenlabyrinth. — Der polnische Arzt. — Der „*Monsoon*“. — Ruhiges Meer. — Ein alter Seebär. — Die Insel „*Turnabout*“. — „*Keine Todten mehr!*“ — Die Strasse von „*Formosa*“. — „*Albatrosse*.“ — Kälte. — Nebel vor der Mündung des „*Yangtsekiang*“. — „*Fisherman Islands*.“ — Die Insel „*Gützlaff*“. — *Shaffner*. — Im Strome. — Festungswerke bei dem Flusse „*Whampo*“. — Die Barre im Flusse. — Nachrichten von der Insurrection in Japan. — Vor Anker unterhalb „*Shanghai*“.

Hoch schlug das Wasser empor an den Steinwänden der Quai's, als unser Gepäck in zwei Sampans, wir selbst im dritten, von Kindern gerudert, auf und abtanzten. Stolz harret der „*Peiho*“ seiner Weiterfahrt in den kalten Norden.

Hongkong hatte sich zum Abschiede in die buntesten Farben gekleidet; die Sonne schien warm und wohlthätig, bisweilen zeigte sie sogar zu guten Willen.

Einer der Garçons (Cajütendiener), ein Elsässer, erkannte mich wieder, da ich vor 14 Monaten zu Marseille, (im December 1872) den im Hafen von „*La Joliette*“ liegenden „*Peiho*“ besucht hatte und von ihm dabei herumgeführt worden war.

Der „*Peiho*“ hält die richtige Mitte zwischen dem „*Tigre*“ und dem „*Iraouaddy*“ und wohl dürfte seine

Grösse jener des „Meikong“ und der „Ava“ gleichkommen; er ist nach der Weise der „Messageries Maritimes“ langgestreckt und stark gebaut.

Neben uns liegt ein zweischlotiger P. & O. S. S. Cy's. Steamer, welcher eben aus schweren Seen eingelaufen, an der rechten Seite der beiden Kamme dicke, weisse Seewassersalzkrusten angesetzt hat, nicht etwa von heraufspritzendem Schaume, sondern von der wirklich über Bord gehenden See herrührend; dieser Anblick ist ganz dazu angethan, um in mir grosse Hoffnungen für die nordchinesische See zu vernichten.

Das Neujahrstreiben im Hafen, welches wir beobachteten, ist zwar noch nicht sehr lebendig, da die Leute diesen Tag meist bis Abends verschlafen, aber doch wagen sich einzelne erschöpfte Chinesen, welche nach zu vielem Jubel und zu reichlichem Essen einer Luftkur bedürfen, in kleinen Booten auf die Rhede; daran wehen die orangegelben und goldglänzenden Neujahrzetteln auf und ab. Hübsch geputzte, mit schmetterlingsflügelartigen Frisuren beschwerte Damen ruhen in anderen Booten, von der Sonne mild beschienen. Weiterhin reckt ein halbverlebter, chinesischer „Dandy“ mit grüner Hose, grauen, seidengestickten Schuhen und blauem Rock aus Seide und mit Pelz verbrämt, die Glieder; auf diese Art feiert man den heiligen Tag und verliert die trüben Folgen des Katzenjammers dieser Nacht.

Ein tolles, frohes Gelächter erhebt sich über einen kleinen Tauschhandel zwischen den Matrosen an Deck und den Chinesen in Booten an Backbord; dieser Handel betrifft etliche Rüben oder Orangen, wofür die europäischen Seeleute Kleinigkeiten herauswerfen, oder sie halten lachend eine Stange

und daran befestigte Körbe zu hoch, indem sie schelmisch die, vor Wuth keuchenden Chinesen,¹ welche um Einhaltung der Verpflichtung schreien, in ihrer Angst um das Geld schweben lassen.

Plötzlich wendet sich die Brise und die Luft wird kühler; der Wind bringt Bewegung unter die zahllosen Schiffchen und alle Segel schwellen sich.

Ich finde in der Schiffsbibliothek des „Peiho“ das bekannte Werk: „Voyage autour du Japon“ von Lindau (1861), welches aus der „Revue des deux mondes“ abgedruckt und in Buchform gebracht worden ist; als ich es las, schien es mir ein Evangelium; seither habe ich das Vertrauen an alle Reiseschilderungen aus Japan verloren, denn alle machen sich grosser Sünden gegen die Wahrheit schuldig, weil die Verfasser glauben, für so viel Geld müsse man doch auch recht Abenteuerliches erleben.

Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr suchte der Eishauch der frisch aufgesprungenen Nordbrise noch kecker an uns zu kommen, als wir noch immer nicht die Rhede verliessen. Mehrere Jäger mit Gewehren gehen zur Jagdsaison nach Shanghai; ein Boot von einem russischen Kriegsschiffe rudert heran; die Seeleute sind bei den Russen alle vortreffliche Kraftbursche und gesunde kernige Gestalten, welche sich mächtig in die langen „Riemen“ legen.

„Amoy“, „Futschau“, „Chefoo“ (das Seebad und der Curort China's), stellen jetzt ein grosses Contingent für die „Race-Zeit“, da die Hauptsaison für die Geschäfte ohnediess in den kleineren Plätzen die Thee-Erntezeit ist.

Endlich werden die Anker gehoben und die Zahl der Passagiere, nachdem die Begleitenden das Schiff verlassen

hatten, erweist sich als ziemlich gross. Wir passiren zwischen malerischen Felsenpartien durch; in einer Bucht versteckt, zeigt sich ein chinesisches Kriegskanonenboot auf Piratenwache; sodann begegnen wir einen kleinen Küstendampfer, überfahren beinahe ein schwaches Boot, von Weibern gerudert, welche den schmalen Canal übersetzen wollten und knapp vor unserem Dampfer vorübergleiten, die lachend ob der kaum vermiedenen Todesgefahr, unsere vorbeifliegenden, ängstlichen Mienen verspotten, von den Wogen, welche die Schraube erzeugt, lange noch hin und hergeschaukelt; endlich treten wir aus dem bunten Felsenchaos und Steinparadiese hinaus in die offene See, welche uns grosse, runde Prachtwellen entgegenwälzt; doch bei jeder derselben gibt die breite Stirn des „Peiho“ ein wenig nach, gleichsam um zum Kampfe auszuholen, damit er sie dann desto sicherer und gewaltiger durchschneiden könne, so dass das bezwungene Wasser gebrochen unter dem Leibe des Eisenschiffes durchrollt und der folgenden, sich aufthürmenden Schwester den Platz räumt, welche, ihr nacheilend, unter dem stärkeren Niederfallen des Kieles ihren Schaum hoch gegen die Schiffswand emporjagt. So geht es weiter und bald stellt sich unter Neulingen, zu denen ich mich natürlich nicht mehr zähle, die Wirkung der See ein. Die Tafel ist wohl besetzt und nach Tisch geniessen wir einen schönen Sonnenuntergang mit farbenreichen Anblicken; roth glühend sinkt der Sonnenball hinter eine Nebelbank zur Ruhe oder besser zu neuem Tagwerke im Westen, um andere Länder zu bescheinen, andere Menschen zu beleben, ja in unserer Heimat spendet er noch Wärme und Erquickung in der Winterkälte, nachdem sich seit einigen Stunden schon die Nacht auf unsere müden Augen gesenkt hat.

Nach Tisch wurde das Rollen schwächer, da die Wellen durch keines Landes Nähe mehr an ihrer regelmässigen Ausbreitung gehindert waren.

Neben mir sitzt bei der Tafel ein Franzose, welcher Jáva und Saigón (von dort aus auch die Ruinen von „Angkoor“ in „Cambodje“) besucht hatte und mit der Dysenterie behaftet, nach China abgereist war; von Saigón bis Hongkong war er auch mit uns zugleich Passagier des „Iraouaddy“ gewesen; mit ihm reiste damals der „Maire“ von Saigón und die Kühle Hongkong's hatte dem Manne bereits sehr wohl gethan. Er war öfter Gast des „Hôtel de l'Univers“.

Der Arzt, ein Pole und seit 19 Jahren zur See, war in der Krimm und in Südamerika gewesen und fährt nun auf dieser Linie. Er hatte in Deutschland und in Paris studirt und spricht Deutsch, jedoch ziemlich gebrochen; seine französische Conversation hält sich gerade nicht in den feinsten Grenzen. Er bot Julius recht artig von seinem „Caporal“ an, welcher jenem in einer kleinen Holzpfeife trefflich mundete. Er schimpfte über Alles, blieb niemals länger als fünf Minuten an Deck; es schien ihm unangenehm, bei seiner kleinen Gestalt mit Grossen zu conversiren und stiess einen Witz nach dem andern hervor, so wie er z. B. einmal meinte, in der Strasse von Formosa, überhaupt an der Küste von China sei: „une sale navigation“ und er verkriecht sich bei der grossen Kälte, zum „Studium“ in seiner Kabine; er und der Capitän behaupten, „sie fühlten sich erst bei 30 Centigrades im Schatten wohl“; diese Sehnsucht dürfte ihnen erst in Singapore wieder erfüllt werden, während ich bei dem Eishauche des Nordost-Monsoons neu auflebe.

Sofort nach dem Thee fiel ich in meiner guten „Midship cabin“ in das Bett und schlief trefflich.

Am 18. Februar stand ich bei hohler See Fröh um 8 Uhr auf und wir sahen gegen Westen etwa 100 Djunken auf einem Platze. Wehe dem Segelschiffe, welches ohne Wind in solch' ein Wespennest geräth.

Die Kälte zwingt mich zur körperlichen Bewegung. Heute sind Strömung und Wind beide gegen uns.

Wir passiren, nachdem wir einige Klippen und eine Insel mit Leuchthurm bemerkt, die Höhe von „Swatau“ und sehen die verschwommene Linie der Küste; auf grosse Distanz fahren wir einem Dampfer vor, welcher mehrere Stunden vor uns Hongkóng verlassen hatte und der Küste entlang geht.

Zwei kleinere „Albatrosse“ stürmen durch die Luft daher; sie sind die ersten, welche ich in meinem Leben gesehen habe; hauptsächlich findet man sie an den beiden Caps („Cape Horn“ und „of Good Hope“), jedoch auch vielfach im stillen Ocean; sie sollen, mit der Angel gefangen und so an Deck gebracht, sich auf dem flachen Boden mit ihren Schwimmfüssen nicht vorwärts bewegen können und sofort auf die jämmerlichste Art der Seekrankheit verfallen, so dass man mit ihnen unternehmen kann, was man will, da die grosse Kraft ihrer Flügel gebrochen ist, denn, um in Flug zu kommen, sind sie gezwungen, einen hohen Sprung zu thun, welcher ihnen auf dem schwankenden Schiffe unmöglich wird.

Der Commandant meint: „La mousson (Monsoon) ne sera pas fraîche cette-fois-ci“ und sagt, wir hätten bereits die schlechteste Stelle im „Canal von Formosa“ passirt.

Ein Segelschiff („trois-mâts-barque“) begegnet uns im vollen Winde und macht wohl seine 10 Knoten in der Stunde mit der Strömung.

Die Kälte wird immer empfindlicher, obwohl die Sonne bisweilen durch die Wolken bricht; die Schiffsbewegung wechselt zwischen schwächerer und stärkerer; hier machen viele Klippen die Schifffahrt unsicher.

Um 4 Uhr gestehen die Officiere ein, dass „la mer devient excessivement douce“; Nachmittag um $\frac{1}{2}5$ Uhr haben wir in der Nordostbrise nicht über $+10^{\circ}$ R.

Nach Tisch erscheint die Leuchte von „Chapel Island“, dahinter liegt „Amoy“, welches wir $\frac{1}{2}7$ Uhr passiren. Wir sind etwa am 23° n. B.; in dem Hochgeföhle des täglichen Besserbefindens, stürze ich mich über Dickens' „Pickwick-Club“ und in „Demokritos“ von Weber und blättere in der „Revue des deux Mondes“; Julius Blaas liest, wohl nur der Aehnlichkeit mit seinem Namen halber, in „Gil-Blas“.

Um 12 Uhr Mittags hatten wir heute folgende geographische Stellung gehabt: $23^{\circ} 21'$ n. Br., $115^{\circ} 7'$ ö. L. von Paris; wir haben seit gestern 4 Uhr (also nur in 20 Stunden), 190 Knoten gemacht und es bleiben uns noch 680 Seemeilen bis Shanghai.

Am 19. Februar war ich von $\frac{1}{2}6$ Uhr Früh ab schlaflos, stieg bei Nebel und Regen an Deck und begann ein Gespräch mit dem einzigen lebenden Wesen, das ich antraf, dem Piloten der Compagnieschiffe, welche für die Fahrt zwischen Hongkóng und Shanghai stets einen solchen an Bord haben; er war mit der „Ava“ von Shanghai eingetroffen, ist ein alter Yankee-Seebär, hat schon einmal Schiffbruch gelitten und ist aus Baltimóre gebürtig. Um $\frac{1}{2}9$ Uhr kam Julius aus der Koje und ein tüchtiger Dauerlauf erquickte unsere durchfrorenen Glieder. Alles, was der Pilot erzählte, schien eines Romanes von Cooper würdig.

Die See, erst matt, wird frischer und wir beginnen ganz lustig auf und ab zu stampfen; nach 9 Uhr passiren wir das Wahrzeichen des „halben Weges“ zwischen Hongkóng und Shanghai, die Insel „Turnabout“. Nach dem Frühstück hatte ich eine längere Conversation mit einem Engländer, welcher B. v. Hübner in Shanghai gekannt hatte und dessen Handelshaus Dampfer nach Tientsín laufen lässt, auf deren einem der Baron seine Reise nach Peking angetreten hatte.

In den Nebelbänken gegen Osten können wir zwar nicht Formosa's Bergspitzen, wohl aber einen Dampfer unterscheiden, welcher gleichen Cours hat. Eben jetzt um 12 Uhr notirt man 25° 55' n. Br., 118° 10' ö. L. und 260 Meilen in den letzten 24 Stunden, so dass uns noch 420 bis Shanghai, also 40 Stunden beiläufig erübrigen.

Der „Peiho“, sonst der schnellste Läufer der M. M., hat dieses Mal Unglück; es fehlt in der Maschine und ein neuer Ingenieur traf kurz vor der Reise an Bord ein. Uebermorgen Abends könnten wir in Shanghai sein; dann haben wir sieben Tage Wartezeit daselbst für uns.

Das Wetter wird nun so schlecht, dass man unmöglich in der nassen Kälte an Deck verbleiben kann. Zur Zeit des Tiffin um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr wird die See noch höher, während die Bewegung des festgebauten Schiffes sich kaum ändert. Bleiernschwer lastet die Regenluft auf den Kopfnerven und macht uns Alle schläfrig, während ich zugleich auch an einem Stück „Homard“ leide, welches mich beunruhigt; das kam daher: Bei dem Frühstück hatte ein Garçon meinem französischen Nachbar aus London halbleise in's Ohr geflüstert: „Il n'y a plus de morts“ — „Quels morts?“ rufe ich erstaunt und erschreckt aus; „ah!“ meinte er, „ce n'est qu'un envoi de

homards (englisch: „lobsters“) que j'ai promis de prendre avec moi; quelques-uns ne supportent pas le trajet, je suppose; c'est un d'eux que nous mangeons.“ Plus de morts?! Wie im Spitale oder auf dem Schlachtfelde, ich hörte das und sofort fühlte ich die, vor der Tafel verendete Delicatesse mir schwer im Magen liegen, wie ein Stück Ballast-Blei; doch der Schlaf kurirte mich wieder. Nun bin ich allein auf Deck, die Kohlen kleben auf der nassen Diele des Verdeckes und krachen unter den Stiefeln bei jedem Tritte. Matrosen transportiren vor Tisch Bleistücke als Ballast nach dem vorderen Theile des Dampfers, damit der hintere Theil, welcher sonst wegen der Schraube tiefer gelegt ist, über die Flussbarre bei Shanghai passiren könne; uns soll dort ein kleiner Dampfer abholen, da der „Peiho“ die „Tide“ (Flut) abwarten müsse, um die Barre zu überschreiten; hohe Wasser aber kommen selten vor, jedenfalls nicht jeden Tag und oft müssen tiefer gehende Schiffe bis zur Dauer einer halben Woche draussen vor Anker liegen, um vor den Pforten des „Paris des Ostens“³, welches nebst Bombay und Kalkutta die grösste Handelscolonie in Asien ist, zu warten.

Unter Gelächter und Scherzen promenirten wir in finsterner Nacht bei einer einzigen Laterne in dem kalten Winde; die See schäumt, das Schiff „tangirt“ (stampft); die Augen voll Kohlenstaub, gebe ich die Promenade endlich auf, da es uns gelungen war, uns zu erwärmen; bei diesem Dauerlaufe dienten die brennenden Cigarren als Ausweichsignale. Trotz des Oppositionsgeistes, welcher dem Menschen angeboren ist, ruht der Wille nicht eher, als bis seine Wohnung, der Leib, bei dieser unnatürlichen Bewegung zu einem Theile des Schiffs geworden ist und er sich Alles angewöhnt hat,

was Entbehrungen, Seekrankheit und andere hunderterlei Unbequemlichkeiten der Schifffahrt alltäglich mit sich bringen.

Auch zu drei Partien Schach verstieg ich mich heute; aber dieses Spiel ist nicht geeignet für Seefahrten, da die heftige Anstrengung des Denkvermögens mit dem schwankenden Auf- und Abgehen und dem Sich-Festanstemmen gegen das Rollen nicht in Verbindung zu bringen ist; bei immer wachsender Windstärke und höher steigender See hebt sich der „Peiho“ gewaltig auf und ab.

20. Februar. Auch heute ist die Bewegung noch stärker und nach meiner Chocolate mit Biscuit lief ich, obwohl es allen Anderen zu kalt war, allein auf Deck ab und zu. Der Zweite war wieder der Pilot, mit welchem ich das heutige Programm genau durchnahm; aber was kann man thun? Es ist unmöglich, im Salon zu lesen, da die „Scheylichter“ („Skylights“) wegen des Regens geschlossen sind, auf Deck ist Wind und Regen, fliegen Kohlen in die Augen und so „studire“ ich denn lange über einen möglichen Zeitvertreib an Bord bei bösem Wetter nach; ich betrachte erst unter dem nassen Zelte an Deck die mannigfaltigen weissen Kämme („Katzenköpfe“) auf dem Rücken der schäumenden bleigrauen Wogen; hierauf wende ich mich dem Pont zu und besehe die Officiere in ihrer trefflichen Imitation der ächt orientalischen Apathie; hierauf frage ich, wie viel Meilen die Matrosen „logen“ (und wahrhaftig sie „logen“ jedesmal wenigstens Einen Knoten zu viel per Stunde), berechne, nach welcher Anzahl von Wellen das Schaukeln des Schiffes jedesmal stärker wird und dann wiederum abnimmt, wie man es in seiner Kabine während des Aufstehens und Ankleidens sehr oft beobachtet, da man sich von Zeit zu Zeit fest-

klammern muss, um von der See nicht zur Seite geschleudert zu werden und ich finde die Zahl wechselnd zwischen 7 und 10; hierauf zähle ich die Boote, die Stricke, endlich gar die Regentropfen; nun geht's hinunter in die Kabine; auch da kein Licht, der Lärm der Maschine lässt mich nicht einschlafen und in diesen geistigen Tantalusqualen hat man nicht einmal einen Ofen, um sich daran zu erwärmen; das sind die Leiden und Freuden eines Reisenden an Bord eines Postdampfers, welchem es nicht gegönnt ist, zu seinem Zeitvertreibe seekrank zu werden und dennoch ziehe ich solche Seefahrten allen jenen in den Tropen vor, welche mit ihrer Appetitlosigkeit und dem Mangel an Bewegung ihres Gleichen nicht finden. Der einzige Platz, auf welchem man Tageslicht ohne Nässe zum Lesen findet, ist in diesem, speciell für heisse Klimate eingerichteten Dampfer, die Salonstiege; in Folge des Schliessens der Lucken wird der Schiffseruch unerträglich und mächtig macht sich die Kälte breit. Fürwahr, dieses Leben ist kein sentimental-romantisches, auch kein materielles Wohl- oder frohes Reise-Leben; freilich fährt man zu Hause mit dem Finger leichthin über die Landkarte, und es heisst dann: „Jetzt sind sie da und dort“ — aber Keiner bedenkt, wie sie dort sind; da heisst es: diese oder jene Ueberfahrt macht man in 8, 14 oder 20 Tagen, diese oder jene Landreise wird zu Esel, zu Kameel zurückgelegt, dieser oder jener Aufenthalt gibt Gelegenheit zur „Ruhe“, das sind lauter Anschauungen des Unerfahrenen, denn ehe der Fuss die Heimat nicht betritt (und dann vielleicht erst recht), kann man von keiner Ruhe reden. Man verbringt in solchem Falle die Zeit der Mahlzeiten so lange als möglich bei Tisch, um die Stunden zu vergeuden; der Wein bringt dann anregendere Gespräche.

Um 12 Uhr erreichen wir $29^{\circ} 14'$ n. B. und $120^{\circ} 10'$ ö. L. (von Paris), haben daher noch 170 Seemeilen bis Shanghai, welches wir morgen Früh sehen sollen. Solche Noten werden täglich zum Troste der Passagiere aufgehängt, um ihre Gemüther auf dem Niveau des Lebensmuthes zu erhalten; in dem schrecklichen Nebelwetter ist wahrlich schon das eine bedeutende Abwechslung.

Der Ocean der Tropen ist auch in seiner Ruhe dahin; freilich wird er, wenn auch selten, dann aber furchtbarer, wüthender und gefährlicher als alle anderen; hier aber ähnelt das Meer schon allen nördlichen Seen, es ist ein unheimliches, trübes Ungeheuer, welches niemals aufhört, gegen den Eindringling sich zu empören; auch heute charakterisirt starkes Rollen bei eisiger Luft, nebst Nebel und Regen, die höhere Breite.

Ich muss noch einmal auf die so kostbare Unterhaltung, welche uns in solchen Fällen das „Logwerfen“ bietet, zurückkommen, ein Schauspiel, welches nie an Interesse verliert, da es die Geschwindigkeit des Dampfers uns zeigt; rasches Einhalten der Matrosen auf das Commando „stop“, wenn die Sanduhr abgelaufen ist, dann die Anstrengungen, um den Strick herauszuziehen, wobei man oft selbst Hand anlegt, bieten Zerstreung für einige Minuten; innerlich von der Arbeit und vom Gehen erhitzt, gleichsam dampfend, hält man im Dauerlauf ein, vom starken Seewinde jedesmal wieder rasch erfrischt, und nichts Wohligeres kann es geben, als sich nach heftiger Bewegung in kalter Seeluft abzuwaschen und frische Wäsche zu nehmen; denn dann freut sich bei der Essensglocke der ganze Mensch und der ungeheizte Saal scheint wie ein durchwärmtes Zimmer. Heute tritt doppelte Schiffsbewegung ein, da wir schwere „alte See“ von NO.

und starken NW. bei Curs nach NNW. aufspringen sehen; die Lucken werden beiderseitig geschlossen.

Auch heute dauert das Ballasttragen vom Hintertheil des Schiffes nach vorne fort. Man verspricht eine Begegnung mit dem „Iraouaddy“, welche uns nicht zu Theil werden sollte.

Man „stoppte“ zu verschiedenen Malen während der Tafel und warf das Loth, da wir weder Land noch Sterne, auch kein Leuchthaus erblicken können und bei dem Nebel es schwer geworden war, eine Sonnenhöhe zu nehmen; zu solchen Mitteln muss der Capitän greifen, um die Lage zu bestimmen. Wenn dann die Maschine einhält und der Dampfer stille daliegt, dann wirft ihn die See, weil er keinen Halt durch die Schraube hat, heftig über. Bei Tisch erschien, oh! welche Ironie! ein vorzügliches Eis (Gefrorenes), während es auf dieser Linie in den Tropen nur zweimal per Woche geliefert wird.

Capitän und Pilot scheinen nicht zu wissen, wo wir liegen; ich finde den Moment peinlich, denn in solchen Augenblicken schweigen die Officiere immer; ich trinke höhnisch Sodawasser auf das Wohl eines Sternes, welcher uns vielleicht heute Nacht einen Anhaltspunkt gewähren wird.

Ich hatte heute eine längere Conversation über das Werk des Freiherrn von Hübner, welches im letzten Jahre unter dem Titel: „Promenade autour du monde“ in Paris erschienen war; nach der Erzählung meines französischen Tischnachbars sei es zwar häufig gelesen, „aber leider“, sagt er, „lässt das Französische, wenn auch, weil aus der Feder eines Ausländers geflossen, für trefflich zu halten, so Manches zu wünschen übrig, betrachte man es an und für sich“; ich habe darüber

kein Urtheil; was ich an dem Buche rügen würde, ist nicht der Styl, die Darstellung, sondern jene Hast des Reisenden, welche sich überall ausspricht, Dinge zu erleben, Thatsachen anzuhäufen und Noten zu machen, um sie in Druck legen zu lassen; ich meine, dass man zu sehr die Absicht merkt, die Erlebnisse später in Buchform wiederzugeben; nichts Gewöhnliches, Alltägliches wollen die meisten Reisenden erleben, und gerade davon strotzt auch eine Reise nach Ostasien; natürlich muss dann geschmückt und übertüncht werden; die Folge davon ist immer ein Schritt in die „rhetorique“.

Gegen 10 Uhr Abends zu Bett gegangen, fühlte ich, was mir noch niemals geschehen war, im Traume fortwährend die Bewegung des Schiffes mit; sonst schlief ich meist vorzüglich zur See; ich erkläre mir die Sache daraus, dass wir nur Halbdampf hatten und die Bewegung vor der Flussmündung im seichten Wasser nicht gewöhnt waren. Solches „Bummeln“ vor Hafeneingängen und einem nahen Reiseziele gehört zu den grössten Unannehmlichkeiten bei Seereisen, denn das Schiff liegt unstät und preisgegeben in der unbekanntenen See, ein Spielball des Zufalls, ein Koloss ohne möglicher Führung, weil sich der Himmel grausam verhüllt und die Hoffnung auf Klärung eine geringe ist. Wir fuhren sehr langsam gegen NO., anstatt uns der Mündung des Yangtsekiang zuzuwenden, welcher uns hoffentlich bald zwischen seine Ufer nimmt.

Den 21. Februar Früh um 6 Uhr erwachte ich über das heftige Rollen des Schiffes; wir nahmen Volldampf, die Seitenbewegung bleibt uns wohl nur bis zum Flusseingange treu. Wir sehen die „Fisherman Islands“, die See bekömmt gelbbraune Flussfarbe und wir treten zwischen das flache Land ein; nach 9 Uhr befinden wir uns endlich in dem schlammigen Wasser des Stromes.

Ein junger New-Yorker, welcher Island und Grönland bereits als Knabe besucht hatte und eben von Europa kömmt, erzählt von seiner Bekanntschaft mit Baron Wydenbruck, früherem österreichischen Gesandten in Washington, von B. Lederer und Hengelmüller; bis Hongkóng sei er mit Baron Stillfried, dem Photographen zu Yokoháma, welcher aus Wien kam, gereist.

Das Thermometer zeigt in der Cabine etwas über 10^0 R. bei offenen Lucken; gegen NW., wo Land liegt, wird es heller. Im Freien haben wir zunächst der Insel $+6^0$ R.

Das Frühstück ist wegen der Seitenbewegung mit „Rahmen“ („Violons“, englisch „racks“) gedeckt, diese werden aber unnöthig. Man weiss nicht, wann die Begegnung mit dem „Iraouaddy“ stattgefunden habe; offenbar jedoch hat er seinen Cours westlich genommen, während wir, um die gefährliche Küste zu vermeiden, des Nachts in die offene See hinaus gingen. Die Kälte wird noch empfindlicher, bis wir von ferne „Gützlaff Island“ erblicken; es ist daselbst eine Telegraphenstation und dürften wir nun bereits in Shanghai gemeldet sein.

Der Engländer aus dem Hause „Jardine & Cie.“, welcher Hübner gekannt hatte, erzählt, dass dessen Heimreise so rasch vor sich gegangen sei, weil er zur Zeit der Hohenwart'schen Chancen auf das Ministerportefeuille des Aeussern stark reflectirt habe; es war gerade zu jener Zeit im Herbste 1871, als ich Spanien bereiste.

Nachmittags traten wir in das engere Strombett ein, der Wind verlor sich fast und wir begegneten vielen Schiffen, unter anderen auch einem dänischen Kabeltelegraphendampfer.

Bei „Wusong“ sahen wir alte Schanzen und den letzten malerischen chinesischen Ort; hier mündet der „Wusong-

River“, in welchen wir nun eintreten müssen; an der Barre liegt ein Haus, welches jedesmal den Stand des Wassers daselbst signalisirt und siehe, wir haben Glück; mit einem Fuss unter dem Kiel können wir passiren.

Der Doctor kam wieder nur auf fünf Minuten an Deck und fror, machte einige Züge aus der Caporalpfeife, hüllte sich in Dampf, schämte sich sodann neben uns seiner Kleinheit und verschwand wieder zu seinen Büchern in der Cabine; ich bedauere, in den lehrreichen Gesprächen mit diesem unterrichteten Polen nicht länger verharren zu können.

Die Bodencultur ist sehr prononcirt und ziemlich weit vorgeschrittene Gemüseplantzen liegen zu beiden Seiten des Stromes; Canalisirung und Bewässerung sollen musterhaft sein. Ein von Chinesen erbautes eisernes Kriegsschiff zunächst der Signalstation an der Barre beweist, dass auch in der Schiffsbaukunst in China Fortschritte gemacht werden. Zunächst der „Government's wharf“, unterhalb der Stadt Shanghai, deren Lichter wir aus der Ferne erblicken, werfen wir Anker mit der einbrechenden Nacht. Die erste Nachricht, welche uns traf, wurde während der Tafel herabgerufen und lautete: „Insurrection in Japan!“ Das war ein Schlag! Welche Rebellion rief das unter allen Passagieren hervor, da die Meisten, die vier Engländer, Shaffner, Livingstone etc. und wir dahin reisen wollen.

Am 22. Februar kamen wir an Land, nachdem ich noch Abends durch specielle Erlaubniss des Capitäns, welcher mir erst Schwierigkeiten machte, mit Julius an Bord verblieben war; die Andern waren noch gestern Abends in den zerbrechlichen Schiffchen bei arger Kälte in die Stadt gefahren. Wir legten zunächst der „American Concession“ an.

Shanghai.

(22. bis 27. Februar.)

Inhalt. Astor-House. — Consul Schlick. — Consul Lüders. — Die Strasse nach „*Bobbling well*“. — Chinesische Grabhügel. — Canalisirung und Fruchtbarkeit. — Mit den Füßen geruderte Postnachen. — Menschenschiefkarren („wheelbarrows“) und „*Djin-ricki-shaws*“ (Mannkrafträder). — Menschen als Zugpferde. — Ueber die Rebellion in Japan. — Zahl der Europäer in China. — Mandarinensbesuch. — Der Mandarin „*Tschön-Fou-Svin*“. — Der Gelehrte Grunneveltdt, holländischer Gesandtschaftssecretär zu Peking. — Eine chinesische Theatervorstellung. — Dr. Gottburg. — Gute Jagdverhältnisse in Nordchina. — Abschiedsdiner bei dem Consulate. — Rückblick und Reflexionen eines Unparteiischen.

Wir traten zu Fuss den Weg mit unseren 14 Gepäckstücken, von 8 Koolies getragen, an; jämmerliche Stöhnlaute im Tacte von sich gebend, trugen sie unsere Sachen rasch bis „Astor-House“; auf dem Wege sahen wir die Erstürmung eines Ladens durch kreischende Chinesen mit an; es wurde Lynchjustiz an einem alten Weibe geübt; die Thüre brach in tausend Stücke, das Gedränge schob sich hin und her, das Geschrei war eckelerregend und unheimlich, man riss die Alte an den Haaren auf die Strasse hinaus und wir hatten weder Zeit, den Ausgang des Drama's zu verfolgen, da wir unser Gepäck nicht im Stiche lassen wollten, noch erfuhren wir die Ursache der Zusammenrottung; die Sache schien den Charakter des Alltäglichen an sich zu tragen, da die Meisten gleichgiltig daran vortübergingen.

Sobald wir uns in zwei hübschen Zimmern eingerichtet hatten, gab ich des Afrika-Reisenden Marno (welchen ich in Wien kennen gelernt hatte) Empfehlungsschreiben an seinen Cousin Consul Schlick ab. (Marno reiste am 13. October 1874 Abends nach Gondokoro ab, um mit Oberst Gordon's Expedition zu den Nilquellen eine Forschungsreise zu unternehmen; sein im Jahre 1874 erschienenenes Buch enthält so nützlichen Stoff und die Ausbeute seiner, unter den ungünstigsten klimatischen Verhältnissen, mit grosser Ausdauer und mit gierigem Wissensdrange ausgeführten Reisen, dass der Gordon'schen Expedition nur die erfreulichsten Resultate aus der Begleitung des Herrn Marno erwachsen werden.) Ich lernte einige Stunden später den liebenswürdigen Consul selbst kennen, als er eben von der andern Seite des Flusses kam, wo er mit einigen Freunden (wie jeden Sonntag Morgens) Gartenarbeit als Körperübung verrichtet hatte. Bei der hierauf folgenden Frühstückstafel war auch der mir seit Egypten bekannte Consul Lüders zugegen, mit welchem ich die Ueberfahrt von Brindisi nach Alexandrien im Herbst 1871 gemacht hatte; dabei sass der russische Consul, der holländische Gesandtschaftssecretär aus Peking, ein Neffe des Herrn Dorepaal, des belgischen Consuls zu Samarang auf Java, und also Cousin unserer heiteren Mestizzen vom „Tigre“; später erschien der italienische Consul und ein Ungar aus dem chinesischen Zollhause. Nach dem zweiten Frühstück ritt Julius mit Schlick aus, während ich bei der empfindlichen Kälte wohlverwahrt, mit Lüders und dem Russen bis „Bobbling well“ („murmelnde Quelle“), dem Ziele der Wagen- und Reitpromenaden Shanghai's in trostloser, flacher Gegend, umgeben von Grabhügeln und armseligen Villen, fuhr. Die einzige Unterbrechung der geraden

Linie bilden diese Gräberhügel, aber zugleich eine grosse Terrainverschwendung, da auf denselben der Boden nicht bearbeitet werden darf. Grabsteine und Grabsteinhütten, oft mit Lebensbäumen umpflanzt, folgten sich in ununterbrochener Reihe; die chinesischen Pferde Lüders' hatten üble Gewohnheiten, welche uns mit der Zeit lästig wurden, da sie die steilen Bogenbrücken abwärts immer im Galopp gingen und überhaupt nur anzogen, wenn man ihnen Decken auflegte. Wir sahen weiterhin Pagoden, Dörfer, eine grosse Jesuitenanstalt, welcher Baron Hübner eine lange Lobrede gewidmet hat, und das zahlreich vertretene Elend in den chinesischen Vierteln; ich bewunderte die Fruchtbarkeit der Felder und das reiche Canalisirungssystem der Chinesen. Der Kaisercanal soll ein Wunder sein; hier, wo der Yangtsekiang eine mächtige Wasserstrasse in's Innere des Landes bildet, sind die Canäle natürlich von kleinerer Bedeutung, ihrer Breite gemäss von schmälern Fahrzeugen belebt, unter welchen ich den höchst merkwürdigen „Postnachen“ zu Gesicht bekam, welcher von einem Koolie mit den Füssen gerudert wurde, während derselbe Mann mit den Händen das Steuerruder führte! Was man nicht Alles erlebt!!

Die Bäume sind noch entlaubt; der Charakter der Landschaft ist im Februar hier ein streng winterlicher. Das Terrain eignet sich vorzüglich zur Jagd. Eine jener, der Halbwelt angehörigen Damen, welche wir an Bord des „Tigre“ gesehen hatten, lenkte in niedlichem Wagen scheckige Poneys vorüber. Der Russe und Herr Lüders erklärten mit grösster Bereitwilligkeit Alles bis zum späten Abend und es war keine kleine Arbeit; denn der von neuen Eindrücken beherrschte Reisende fragt wie ein Kind nach Allem, was sich seinem

Auge bietet; Grunneveldt, der Secretär der holländischen Gesandtschaft, ist der gelehrteste von Allen, wurde jedoch erst in den nächsten Tagen wärmer; so genau und zuvorkommend, wie durch diese Herren, waren wir niemals noch über Landesverhältnisse auf der ganzen Reise unterhalten worden, ausser vielleicht in Port Said, und man dürfte den Grund geringerer Anregung an den übrigen Plätzen in dem Klima suchen.

„Astor-House“ ist gut, besonders, da wir nicht dort speisen; unser grosses Gepäck hatte dermassen imponirt, dass man uns die schönsten Zimmer im ersten Stock anbot.

Wir sind ein- für allemal auf dem Consulate zu den Mahlzeiten geladen und nach langem Widerstreben nehmen wir diese Gastfreundschaft dankbarst an. Schlick kennt auch Pallavicini und Tschusi, unsere letzten österreichischen Vorgänger, sowie auch die beiden Prinzen Coburg, welche mit dem Schiffsarzte Wawra die Reise um die Erde schon vollendet hatten, ehe die Weltausstellung in Wien begann.

Ueber Hübner's Werk wurde viel gesprochen und die Tendenz, welche sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch zieht, als störend angenommen, sowie auch der Mangel an statistischen Daten für den österreichischen Handel in Ostasien darin bedauert.

Shanghai, das „Paris des Ostens“, bietet das sonderbarste Strassenleben, was Lohnfuhrwerke betrifft; das Thier ist hier zu theuer; aber während man im Süden sich durch, dem Menschen angemessenere Tragstühle transportiren lässt, tritt uns an dieser Stelle der Mensch als Zugthier entgegen, da seine Kraft billiger verwerthet wird, als die des Thieres; die „wheel-barrows“, eine Art Schiebkarren für's Volk, auf je zwei Personen berechnet, ferner von Menschen

gezogene Kaleschen für die Europäer, genannt: „Djin-rickishaws“ (Mannkrafräder) (wie in Japan) sind hier statt der Lohnwagen verwendet; häufig findet man die nordchinesischen Reit- und Wagenpferde bei Privaten.

Der Abend im Consulate war jedesmal der angenehmste Theil des Tages, da das Haus, für die Hitze gebaut, nicht zu erwärmen war und wir in den Abendstunden die Nähe des Kamines aufsuchen konnten.

Man redet viel von der Rebellion in Japan; Viele sehen darin ein Ereigniss von grösserer Tragweite, die Meisten suchen die Ursache in der Beschimpfung, welche die Koreaner der japanischen Regierung angethan hatten, in Folge dessen die nun unzufrieden gewordene Kriegspartei sich gebildet hatte; der Gouverneur von „Nagasáki“ soll geflohen sein und Kriegsschiffe aller angesiedelten Nationen laufen in den Häfen ein, um ihre Unterthanen zu schützen.

Am 23. Februar hörten wir, dass sich ein „Volunteer corps“ gebildet habe, um die europäischen „Bungalows“ bei „Nagasáki“ zu vertheidigen. Bei dem Frühstück erschien an diesem Tage ein deutscher Astronom (einst Victor Hugo's Nachbar auf der Insel „Guernsey“), ein zur Annahme chinesischer Dienste an einer zu bildenden Universität nach China gekommener Professor, welcher nun, ohne Anstellung, seinen Studien obliegt.

Mit Lüders und dem Holländer ging ich in den, im Vergleich mit dem Club in Hongkóng sehr ärmlich eingerichteten „deutschen Verein“, in welchem die Billards, der Trinkstand und die Kegelbahn sich in demselben Raume befinden, so dass der Lärm ein Gespräch nicht aufkommen lässt.

Zu Tisch war das österreichische Pendant zu dem Ungarn geladen, ein Wienerkind, welcher auch in dem chinesischen

Zollhause angestellt ist; sein Name ist Fries (Correspondent der „Freien Presse“); er hatte lange Zeit in der deutschen und englischen Handelsmarine gedient, endlich sein Freiwilligenjahr in der österreichischen Kriegsmarine durchgemacht. Er lernt nun chinesisches und erzählt viel von dem Gebahren in den Zollhäusern. Er ist ein Wiener von ächtem Schrot und Korn, auch was den Dialekt anbelangt, lässt er als solcher Nichts zu wünschen übrig und will er eine Thatsache bekräftigen, so bedient er sich statt des gewöhnlichen „sehr“, „besonders“, „viel“, des Ausdruckes „massenhaft“, welcher in seiner unlogischen Anwendung oft zu den sonderbarsten Begriffsverwirrungen Anlass gibt.

Heute haben wir Eisfall und sehr kalten Wind; circa um 4 Uhr Nachmittags im Corridor des „Astor-House“ hinter Mauern und Glastüren bloss $+4^{\circ}$ R.

24. Februar. Nach völlig verlässlichem, von der chinesischen Seezollbehörde vorgenommenem und im Sommer 1874 veröffentlichtem Census, betrug nach einer Notiz der „Freien Presse“ vom 19. Juni 1874, die Gesamtzahl der in den Vertragshäfen ansässigen Fremden im Jahre 1872: 3661. Darunter befanden sich 1777 Engländer, 541 Amerikaner, 481 Deutsche, 239 Franzosen, 59 Spanier, 56 Niederländer, 48 Russen, 35 Dänen, 34 Schweden und Norweger, 24 Italiener, 22 Oesterreicher, 5 Belgier und 340 Angehörige von Nichtvertragsmächten.

Unter den einzelnen Vertragshäfen nennen wir Shanghai mit 2074, Canton mit 306, Foochau mit 206, Chefoo mit 157, Amoy mit 157, Ningpo mit 140, Hankow mit 130, Swatow mit 128 und Tientsin mit 127 Bewohnern fremder Nationalitäten.

Nach den neuesten Erkundigungen verlässt unser Dampfer „New-York“ von der Pacific S. S. C. Shanghai den

27. Früh, um über Nagasáki und Hiógo nach „Yokoháma“ zu reisen.

Heute ist die Kälte noch empfindlicher; wir haben neben dem Ofen im Lesesaale des Hôtels nur $+10^{\circ}$ R.

Ich las in der „Natural History of North China“ nach „Père Armand David's“ Noten, eines Jesuiten, welcher grosse Reisen im Westen China's gemacht hat und neue Species mitgebracht haben soll; eine Ausstellung ausgestopfter Thiere in der Jesuitenanstalt wird mir sehr anempfohlen.

Consul Schlick hat seinen chinesischen Lehrer im Hause und nimmt täglich Lectionen.

Ein Herr Kaisermann aus „Chefoo“, dem „watering place“ China's, frühstückte heute mit uns; hierauf bekam das Consulat den Besuch des Mandarinen „Tschoen-Fou-Svin“, des Richters über die Chinesen in Shanghai. Grunneveldt machte hiebei den Dolmetsch und die grössten Höflichkeitsformeln wurden ausgetauscht. Der ganze Apparat war höchst interessant: das Geschrei der Vorläufer, die bunt gekleideten Diener, das rothe Mandarinen-Parapluie und die stattliche Sänfte. Dieser Mandarin hat die Jurisdiction über jene Chinesen, welche im europäischen Settlement ansässig sind und dürfte, wenn wir uns auf die Basis österreichischer Justizorganisation stellen, in seiner Würde einem „städtisch delegirten Bezirksrichter“ zu vergleichen sein; seine Photographie, Titelliste, sowie grosse und kleine Visitkarte besitze ich als Andenken an diesen sympathischen Mann, welcher, obgleich mit Lilaknopf und Pfauenfeder behaftet, mit grossem Eifer einem Fläschchen Liqueur zusprach.

Ich nahm in dem Bureau der amerikanischen Dampfer unsere Billets, welche bis Yokoháma per Stück 80 Dollars,

(etwas über 400 Frcs.) kosteten, wobei jeder Silberdollar für sich von den Compradores besehen wurde und diese besitzen eine eigenthümliche Gewandtheit, während des Zählens ein Stück an das andere anklingen zu lassen, um den Metallgehalt zu prüfen; bei 100 scheidet man meistens 2—3 Stück aus; da meine Hongkóng-Billete in Shanghai Verlust gehabt hätten, obgleich sie von derselben Bank ausgestellt sind, welche die Shanghai-Billete ausgibt, war ich gezwungen, in meinem Handsack einige 100 Dollars in Rollen mitzuführen.

Später besuchte ich Dr. Gottburg, an welchen mich Baron Vesque und Hofrath Hasslinger gewiesen hatten und der mich sehr zuvorkommend empfing; Vesque war mit ihm in S. Thomas befreundet gewesen; auch er hatte vom Klima in Shanghai einen Denkkzettel bekommen und war längere Zeit krank; er kam eben von einem Jagdausfluge im Hausboote zurück.

Nach dem Besuche des deutschen Clubs und einer längeren Promenade traf ich bei Tisch wiederum mit Grunneveldt zusammen. Er ist ein Linguist ersten Ranges, kennt Sanskrit, Malayisch, Japanisch, Chinesisch (sogar chinesische Dialekte), Russisch, Englisch, Deutsch, Französisch und Holländisch. Nach dem Café begaben wir uns mit ihm, dem Russen, Consul Schlick und H. Fries, sowie dem chinesischen Lehrer des Consuls, in das chinesische Theater. Als wir uns in dem Strassengewirre weit hinein verloren hatten, hielt der Chinese an und wir traten durch eine unansehnliche Pforte in das Heiligthum der tragikomischen Muse; das Theater ist sehr reinlich gehalten; in weitem, luftigem Raume sassen die Zopfträger an kleinen Tischen, wie in einem „Café chantant“, Wasserpfeifen rauchend und Teller mit Orangen, Kürbiskernen, sowie Theetassen vor sich; wir waren die einzigen Europäer

im Raume. Ein Dollar Entrée wurde per Person gefordert. Anständige chinesische Frauen besuchen das Theater nicht; die bemittelte Halbwelt sitzt auf einer Gallerie; im Parterre bleiben nur die Männer.

Wir machten die ganze Serie von Dialog, recitativem Gesange, Zweikämpfen mit vier Schwertern, Ballet- und Akrobatenkünsten durch, welche in raschster Folge sich gegenseitig verdrängten. Eine Art von Thronhimmel, mit bunten Laternen und Inschriften bedeckt, bildete das Centrum der Bühne; im Vordergrunde standen die Schauspieler, links rückwärts lärmte das Orchester. Die Costüme, meist aus prachtvollen, schweren Seidenstoffen bestehend, übertrafen an Reichtum Alles, was ich bisher in China gesehen hatte; sie strotzten nur von Gold- und Silber-Brokat. Aber bald trat Augenschwindel in Folge der heftig drehenden Bewegungen auf der Bühne und Ohrensausen, wegen der Heidenmusik des Orchesters, ein. Mit „affenartiger“ Gewandtheit drehten sich die Kämpfer und Akrobaten auf dem kleinen Räume, in grossen Massen kämpfend, sich überschlagend, während die Träger des Stückes, die eigentlichen Schauspieler, bei solchen Intermezzos hinter die Scene oder in den Hintergrund der Bühne sich zurückzogen. Die weiblichen Rollen wurden von Knaben in nälendem Tone abgesungen.

Nach einer kleinen Stunde, weniger durch den „Gong“ (oder „Tamtám“), als vielmehr durch ein Holzinstrument, welches im Wirbel stets mit zwei Stäbchen bearbeitet wird und jede Bewegung und jedes Wort begleitet, bei dem Erscheinen neuer Gruppen immer wieder durch die grösseren Instrumente verstärkt, ganz erschöpft, verliessen wir die „Neun Blumen des Himmels“, wie jener Polyglott uns rasch

übersetzte; der chinesische Lehrer wäre nicht auf den Inhalt des Stückes gekommen, aber so, wie auch die übrigen Zuschauer, amüsirte er sich köstlich; der Chinese besucht das Theater wegen der Costüme und des grossen Lärms, versteht jedoch meist den Inhalt seiner Stücke nicht!

Grunneveldt erinnert sich, dieses Stück einmal gelesen zu haben: es ist darin der Kampf mit einem Affenvolksstamme dargestellt, welcher im Westen China's hausen soll; der Verlauf der Fabel ist ihm aber entfallen; der Lehrer Schlick's konnte Nichts verstehen, da der Dialog im Peking-Chinesisch vor sich ging, welches Grunneveldt perfect inne hat.

Lange schwirrte mir noch der Lärm der Gongs, Trommeln und „Tschinellen“, sowie einer besonderen Gattung von Geigen im Kopfe, deren sich die unbarmherzigen Musikanten zur Qual unserer Kopfnerven bedient hatten, das Geklapper des mit Holzstäbchen geschlagenen Instrumentes verfolgt mich die ganze Nacht und das gewandte Ballet, sowie die „Zweischwertertänze“ sah ich im Traume wieder.

Als ich am 25. Februar eben von der Post zurückkam, lief der kleine „Mail Steamer“, welcher der Barre halber den grossen Dampfern entgegengeht, mit einigen Passagieren ein; an Bord waren Leute aus Hongkóng, welche mit der P- und O.-line angekommen waren, unter ihnen auch Mr. Clapp und Gattin, sowie ihr Courier, ein Holländer. Fries speist, wie das in China unter den Europäern häufig der Fall ist, in einer „Messe“ mit etlichen Anderen, welche Sitte die Haus-einrichtung bei Junggesellen sehr vereinfacht. Sein ungarischer College fragte jüngst, als er den „k. k. Adler“ auf den Tellern des österreichischen Generalconsulates erblickte, „warum nicht auch das ungarische Wappen sich darauf befinde“ und

rief dann in einem Anfälle von nationaler Begeisterung aus:
„Werden Sie schon noch seh'n, in einigen Jahren weht auch ungarischer Fohne in Shanghai!“

Am 26. Februar sandten wir unser Gepäck an Bord des „New-York“, blieben einige Zeit bei Fries musizierend, promenirten sodann während der Dunkelheit in entlegenen Theilen der Stadt, bis die schneidende Kälte uns heimwärts trieb. Zu Tisch war, um Abschied zu nehmen, auch Dr. Gottburg geladen. Er erzählte von der Jagd in der nächsten Umgebung und von der Möglichkeit, dass ein guter Schütze in einem einzigen Tage 40 Fasanen erlegen könne. Der ganze Abend verlief heiter, während Fárago und sein College Fries auffallend still blieben. Endlich, um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr Nachts, sehr angeregt durch die zahlreichen Mittheilungen, Erzählungen und Gefälligkeiten von allen Seiten, erbaut durch Grunneveldt's Gelehrsamkeit, sowie durch Schlick's freundliches Entgegenkommen, verliessen wir die Stätte angenehmer und lehrreicher Stunden, das österreichische Consulat mit seinen gastlichen Räumen und betraten, von allen Tischgenossen (sieben an der Zahl) begleitet, bei herrlichstem Mondscheine den „New-York“ gegen Mitternacht.

Am 27. verliessen wir ca. 7 Uhr Früh Shanghai und hiermit den letzten Punkt China's.

Ein Blick auf dieses merkwürdige Land und sein Volk, wenn man kleine Details des unmittelbaren Verkehres nicht mehr nahe weiss, wenn Augen, Nase und Ohren, unverfolgt von negativen Genüssen, der Erinnerung keinen Riegel vor die Thür mehr schieben, wenn die grossen Gedanken gleich hohen Gebirgen hinter dem Treiben des Vordergrundes emporsteigen, je mehr man sich von ihnen entfernt, gibt uns Gelegen-

heit, diesen, so sehr verfolgten „Bamboo-Prügelstaat“ und dieses Zopfreich denn doch mit anderen Augen anzuschauen, als die Literatur über China es in den meisten Fällen bewirkt hatte. Tausenderlei Schlechtes, Uebelgeartetes, auch unseren Begriffen Entgegengesetztes, Ungewohntes will ich nicht in Schutz nehmen; ich rede jetzt nur von Institutionen, welche europäischen ähnlich sind oder von dem Fehlen gewisser Verhältnisse in China, welche in europäischen Staaten nicht weniger unbeliebt sein müssen und man wird staunen, unter wie vielen Gesichtspunkten, trotz des Festhaltens an starren Principien, „Mr. Chinaman“ uns sammt Zopf und Bambusrohr voraus ist. Nur einige der hervorragenden Zustände seien hier erwähnt, welche bei eingehenderem Erforschen den Wissbegierigen sofort unter die Augen kommen:

1. China hat keine Staatsschulden; gibt es etwa in Europa einen Staat, welcher keine hat?

2. Ein einziges, officiellcs Zeitungsblatt vertritt das journalistische Streben im Staate, ausgenommen natürlich die, von Europäern redigirten Journale in den Ansiedlungen; dieses einzige Blatt ist der „Staatsanzeiger von Peking“, von welchem ich Exemplare besitze.

3. In China existirt kein Erbadel; eine Aristokratie der Bildung, basirt auf die Eintheilung der Mandarinengrade, ist die einzige persönliche Bevorzugung.

4. Es gibt keine eigentliche Staatsreligion, da die Religion Privatsache des Einzelnen ist; daher gibt es keinen Cultuszwang.

5. China hat zwar Feste, wie das „Neujahrs-“, das „Drachen-“ oder „Glücksfest“, jedoch keinen, dem Fusel so günstigen englischen Sonntag.

6. Eine Priesterhierarchie besteht nicht, wie in andern Religionen; die Bonzen leben ruhig als Spielbankleger, Götzen- und Schweinefütterer oder Goldfischzüchter in den Tempeln, ohne jeglicher, social bevorzugter Stellung.

7. Kein Schulzwang existirt in China und trotzdem ist in fast jedem Orte eine Schule zu finden und die Meisten lesen und schreiben, soweit sie es als Handwerker, Bauern etc. brauchen; freilich studirt ein solcher etwa 100 Schriftzeichen, während mancher Mandarin deren 10.000 kennt und dann schon ein grosser Gelehrter ist.

8. Armenschulen sind eine erwünschte Einrichtung; der Unterricht ist confessionslos.

9. Der Bauernstand ist hoch geehrt; der Kaiser pflügt jährlich einmal, um dieser Idee in festlicher Weise Ausdruck zu geben. Wer hat nicht Kaiser Josef's Pflug in der Ausstellung des Ackerbauministeriums im Jahre 1873 bemerkt? Wer ahnte dabei eine chinesische Sitte, die der Förderer unseres politisch-religiösen Auflebens in Oesterreich nachahmte, als er zum Pfluge symbolisch griff?

10. Die Schifffahrt auf Canälen, Flüssen und dem Meere ist frei; die Fischerei hat keine gesetzliche Beschränkung.

Das wären so zehn der auffallendsten Punkte unter den zahlreichen übrigen, welche sich der erstaunte Europäer in dem viel verschrieenen China zu Herzen nehmen mag; ist es darum noch wunderbar, wenn dieses intelligente, arbeitsthätige Volk „ein Grosses“ genannt wird, und wenn dem Passanten die so hoch geblähte, allseitig ausposaunte „Civilisation Japans“ in ihrer „affenartigen Geschwindigkeit“ der Entwicklung, welche sich nur in Aeusserlichkeiten bewegen soll, schaal erscheint?

Der Chinese arbeitet willig, er ist mässig und bescheiden in seinen Anforderungen wie der Lombarde, schlau wie der Malaye, überlegend wie der Engländer im Handelsverkehre; er hat viele Eigenschaften des Hebräers an sich, aber er erreicht auch überall, wo er hinkömmt, die Oberfläche, erwirbt besonders als Bootsmann und Träger und in allen Handlangerdiensten als „boy“ (Hausdiener), Schiffsjunge, Matrose, Schreiber, und in allen kleineren Professionen, welche der Europäer mitgebracht hat, während er sich auch oft als Compradore bis zum Kaufsvermittler zwischen Europäern und seinen Landsleuten aufschwingt. Von Hinterindien, Java und den andern Inseln des malayischen Archipels, bis nach Japan (hier besonders und fast ganz allein) hat er das Kleinhandwerk, auch das europäische, die Professionen zur Beschaffung des täglichen Bedarfes in Händen; die Eisenbahnbauten in den Territorien Nordamerika's, die Bodencultur und manches Kleingewerbe in Californien, die Erdarbeiten in den Minen liegen bald ganz in seiner Hand; so manche Länderstrecken an der Westküste Südamerika's und selbst schon Brasilien, sowie die Havannah bieten jährlich neuen Boden für diesen „workman“ und Niemand wird läugnen, dass der weisse Arbeiter in Nordamerika, sowie der freigewordene Negerslave mit eben solchem Bangen auf die Emigrantenzüge und Koolietransporte von China nach San Francisco, wie auf die Zwischendeckspassagiere der deutschen transatlantischen Dampfer blicken müsse; denn beide bringen Concurrenz, jene im Westen eine noch gefährlichere, als die im Osten Landenden; beide Ströme begegnen und vermischen sich etwa an der Grenze der Staaten und Territorien. Und immer treibt die Liebe zur Heimat den Chinesen zurück; freilich wird er oft als

Leiche heimgebracht; aber, wenn möglich, ruht er auf oder in chinesischem Boden von den Jahren harter Arbeit aus.

Ich spreche nun ein Wort, welches ich im Verkehre mit den meisten Ansässigen wiederholt bestätigt gehört habe: „Der Chinese hat eine Zukunft, während der Japaner, wenn auch nach unseren Begriffen äusserlich weiter vorgeschritten, nicht das geistige Material besitzt, um die importirte europäische Cultur tiefer zu allgemeinem Nutzen im Volke eindringen lassen zu können.“

Man erwähnt z. B.: „Eine Maschine sehen und sie lenken ist zweierlei, und so geschah es denn, dass in der Bai von Yeddo ein, Europäern abgekaufter Dampfer, auf welchen die Japaner nur ihres Gleichen in lächerlicher Selbstüberschätzung gesetzt hatten, mit vollem Dampf im Umkreise herumjagte, denn der eingeborene Maschinist wusste die Maschine nicht zu „stoppen“, bis die Feuer ausgegangen waren und die europäische Hilfe gern angenommen wurde; woher kam das? Weil der Japaner nach dem oberflächlichen Ueberblicke in massloser Eitelkeit bereits in die Geheimnisse jedes Dinges eingedrungen zu sein glaubt; es ist diese Eigenschaft die einzige, welche Comte de Beauvoir berechtigt hätte, seinen Landsleuten jene Schmähung anzuthun, indem er die Japaner: „die Franzosen des Ostens“ nannte. Der Dünkel aber führt nie auf gute Wege und so wird in Kurzem der Chinese, welcher ruhig und leidenschaftslos beobachtet, dessen Schrift ja noch in Japan geschrieben wird, dessen Kunsthandwerk zum grössten Theile nach Japan verpflanzt ward, und dessen tiefe Gründlichkeit und Ernst allein daselbst keinen Boden gefunden hatte, Dank den guten Erfolgen, welche er aus

europäischen Ansiedlungen in China für sich gezogen hat, als „Mann der Zukunft“ im Osten, den von marktschreienden amerikanischen Lügenjournalen in die Wolken gehobenen Jung-Japaner tief in das Nichts seiner Gehaltlosigkeit zurückgedrängt haben.“

Weiter wird gesagt: „Wer die Welt durchfliegt, gerne rasch ein hübsches Bildehen sieht“, der mag vielleicht durch China abgestossen werden, denn dort ist Alles grossartig und düster, kahl und unliebenswürdig, aber der Kampf im Volke um die Existenz ist dramatisch und der Staat ist auf festen Grundlagen von Jahrtausenden aufgebaut; die Cultur ist nicht ein Hemd, zu wechseln in Jahresfrist, noch weniger die Staatsreligion, welchen Vorgang augenblicklich der „Mikádo“ beabsichtigen soll; die „chinesische Mauer“ ist in ihrer allegorischen Anwendung eine Chimäre geworden, denn von der Seeseite her entfaltet sich ein 19. Jahrhundert auch im chinesischen Osten Asien's, und so wie das neue Jahr der Chinesen in unseren Februar fällt, so liegt auch der Anfangspunkt dieser glücklichen, mit europäischen Errungenschaften in Verbindung getretenen Fortschritts-epoche in einer späteren Zeit, als in welcher bei uns das Licht der Erkenntniss zu leuchten begann; aber sie ist auch in China nahe, keiner zweifelt daran; mit den Eisenbahnen wird der erste Schritt gethan sein, der Thee, die Seide, die Kohle, die Piratenunterdrückung, die Audienz der Diplomaten im Juni 1873 bei dem Kaiser zu Peking, Prinz Kung's wenigstens äusserliche Bestrebungen zu Gunsten der Europäer, endlich die Schiffsbaukunst im Fortschritte, sowie die europäische Heeresbewaffnung: das sind Factoren, welche für meine Behauptung sprechen; aber tiefer greifend, als in Japan, wird

und muss ein solcher Wechsel sein. Ist es nicht charakteristisch für den oberflächlichen Sinn der Japaner, wenn sie nach den Verlusten der Franzosen im Kriege 1870, die Uniform der Preussen anziehen wollten und dadurch glaubten, ihrer Armee grössere Kraft zu verleihen, worüber Comte de Beauvoir sich so sehr in seinem Werke ereifert, und sind die Unsummen, welche für Zylinderhüte zur Neujahrsgratulation, die man aus Shanghai kommen liess und bis zu 20 Dollars das Stück bezahlte, selbst wenn sie alt waren, oder ist die Passion auf Kaninchen, für welche die grössten Summen verschleudert wurden, nicht ein Beweis, dass viel eher Japan in den „Kinderschuh“ stecke, als Görtz es von China zu behaupten das Recht hatte?

Ich bin nun nicht ferne davon, über diese interessanten Meinungsverschiedenheiten ein Urtheil fällen zu können; was das Verhältniss des Europäers zum Chinesen betrifft, so ist er wachsam, aber steht auf gutem Fusse, da das gemeinschaftliche Interesse bei der Berührung in Handelsangelegenheiten Frieden verlangt *).

*) Ueber die Tragweite der Mittheilung aus Paris vom 8. October 1874 kann ich noch nicht urtheilen: „La Presse“, das Organ des Ministers des Aeussern (Duc Décazes), vernimmt, „dass England gegenüber China beabsichtige, dieses durch energisches Auftreten zur Erfüllung der Verträge zu zwingen und die englische Regierung bereits Frankreich betreffs eines gemeinschaftlichen Vorgehens in dieser Angelegenheit habe sondiren lassen“; da wäre nun die Gelegenheit zur Rache für die Massacres zu Tientsin gekommen! Prinz Kung soll nach den neuesten Nachrichten in Ungnade gefallen sein. Die friedliche Beilegung der Feindseligkeiten gegen Japan wegen Formosa's ist zweifelhaft.



12137

